INHALTSVERZEICHNIS

Liturgie als Heimat	Klaus Gamber	1
Begegnung mit einem modernen Mystiker	Bernhard Scherer	9
Vom "Geist der Basis" im Bistum Roermond	Gerhard Fittkau	14
Die Rotte Korahs	Heinrich Drimmel	19
Nimm und lies	Eduard Kamenicky	21
Spanische Vereinigung für die lateinische tridentinische Messe		25
Sinn und Ertrag der Dritten Römischen Bischofssynode	MJ. Le Guillou (G. Fittkau)	26
Adveniat 1971	Joachim Zimmermann	33
Der Papst genehmigt die traditionelle lateinische Messe in England		36
Der Kongreß der "Silencieux" zur Liturgie		37
Neue Verteidiger der alten Messe		42

UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE-Deutschland e. V., 4 Düsseldorf-Gerresheim, Postfach 207 Redaktion: Albert Tinz in Verbindung mit Joachim Zimmermann, Düsseldorf, Dr. Inge Köck, Regensburg, Dr. Theodor Brunner, Zürich

Anschrift der Schriftleitung: Albert Tinz, 414 Rheinhausen, Akazienhof 1

Die UNA VOCE-KORRESPONDENZ erscheint in der Regel im Umfang von 32 Seiten alle 2 Monate. Bezugspreis jährlich, einschließlich Porto und Versand: 15,— DM. Einzelheft 2,50 DM zuzüglich Versandspesen. Zahlungen auf Postscheckkonto Essen 1933 20.

Bestellungen nach Düsseldorf-Gerresheim, Postfach 207

Druck: Heinrich Umbach, Kalkar

UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

2. Jahrgang, Heft 1

Januar/Februar 1972

Liturgie als Heimat

Von der Notwendigkeit eines gleichbleibenden Rituals

Von Klaus Gamber

Msgr. Dr. Klaus Gamber ist Leiter des Institutum Liturgicum Ratisbonense und als Verfasser bedeutender liturgiewissenschaftlicher Werke bekannt. Vor allem hat er eine Reihe patristischer Texte mit liturgischer Thematik herausgegeben. Sein Ziel ist eine "ökumenische Liturgie". Dabei geht es ihm aber nicht um Kompromisse mit Lutheranern und Reformierten, wie wir sie heute häufig antreffen, sondern um eine größere Öffnung den Riten der Ostkirche gegenüber, die dogmatisch in der Frage der Eucharistie mit der römisch-katholischen Kirche völlig übereinstimmt. Dennoch können wir bestätigen, daß seine Vermutung, die Ansichten von Una Voce würden sich nicht ganz mit den seinigen decken, zutrifft. Wir haben aber auch die Gedanken, die unserer Vorstellung nicht entsprechen, vorerst kommentarlos wiedergegeben.

Die Sehnsucht nach Heimat ist in das Herz eines jeden Menschen gelegt. Was Heimat bedeutet, weiß man erst, wenn man fern von ihr ist. Was verstehen wir unter Heimat, diesem für die deutsche Sprache so typischen Wort? Heimat ist die seit den Kindertagen vertraute Umgebung, das Vaterhaus, die Landschaft mit ihren Menschen, deren Sitten und Gewohnheiten. Die Heimat ist immer schön, auch wenn sie für andere weniger ansprechend sein sollte.

Die Sehnsucht des Menschen nach Heimat ist ein Verlangen nach dem Vertrauten. Es ist zugleich ein Verlangen nach Geborgenheit, die dieses Vertrautsein mit der Umwelt mit sich bringt. Es ist letzthin die Geborgenheit, die das kleine Kind bei der Mutter empfunden hat und die es als Erwachsener in der Unsicherheit des Lebens vermißt.

Der religiöse Mensch sucht Heimat und Geborgenheit bei der Mutter Kirche. Er hofft, hier Zuflucht und Hilfe in den Nöten seiner Seele zu finden, Antwort auf die Fragen seines grübelnden Verstandes, in erster Linie Sicherheit in der Frage der letzten Dinge des Menschen. Er sucht in der Kirche eine Oase der Ruhe und des Friedens, wie "ihn die Welt nicht geben kann" (Jo 14, 27).

In früheren Zeiten konnte er Sicherheit und Geborgenheit in der Kirche finden, bei allen Mängeln, die auch damals ihr anhafteten. Er bekam auf seine Fragen stets eine klare, wenn auch nicht immer eine befriedigende Antwort. Heute wird ihm anstelle einer klaren Stellungnahme oft nur die Problematik der Sache vorgetragen, was ihm nicht zur inneren Sicherheit verhilft. Nichts gegen eine heilsame innere Unruhe. Man darf jedoch den christlichen Glauben als solchen nicht in Frage stellen, wie dies heute immer wieder geschieht.

Der religiöse Mensch sucht Heimat und Geborgenheit nicht zuletzt in der Feier des Gottesdienstes, in den ihm seit den Kindertagen vertrauten Riten und Festen. Sie sind ganz eng mit seinem Glauben verbunden. Der sich gleichbleibende Kult bedeutet für ihn ein Stück Heimat.

Dies gilt auch für die nichtchristlichen Religionen. Die Missionare können dies immer wieder erleben. Wenn sie einzelne aus dem Stamm dem Christentum zugeführt haben, reißen sie diese damit aus dem Stammgefüge mit seinen Riten und Bräuchen heraus. Es dauert oft lang, bis die Neubekehrten im christlichen Kult eine neue Heimat gefunden haben. Immer wieder werden sie von den alten Stammesriten wie von einem gewaltigen Magnet angezogen.

Ein Volk, das seine überlieferten Riten aufgibt, ist in Gefahr sich selbst aufzugeben. So spricht Kurt Ziesel in seinem Buch "Die Sensation des Guten" (Würzburg 1966) über die "Vernichtung der Idee vom Kaiser als Gott und mit ihr die Beseitigung des Shintoismus als Staatsreligion" und meint, daß mit der Abschaffung des Kaiserkultes, der Ausrottung der Ideenwelt der Samurais und der Ahnenverehrung, wie sie sich im Shintoismus ausdrückte, Japan auch seine Seele genommen wurde. Man hat dem japanischen Volk damit die Wurzeln seiner geistigen und seelischen Existenz abgeschnitten und an ihre Stelle praktisch das Nichts gesetzt" (S. 403).

Ein Katholik, der seit zehn Jahren der Kirche fern war und sich heute nach einer inneren Umkehr wieder aufs neue religiös betätigen will, wird seine Kirche wahrscheinlich nicht wiedererkennen. Schon wenn er ein katholisches Gotteshaus betritt, vor allem wenn es ein ausgesprochen modernes ist, wird es ihm fremd erscheinen. Er muß glauben, er habe sich in der Adresse geirrt und sei bei irgendeiner anderen christlichen Religionsgemeinschaft gelandet.

Die Bilder und Statuen in der Kirche sind verschwunden. Statt eines Kreuzes über dem Altar ein unbestimmbares modernes "Kunstwerk". Der Altar selbst nur noch ein nackter Steinblock, einem Hünengrab ähnlich. Er wird den Tabernakel darauf suchen. Er wird keine Kommunionbank mehr vorfinden, und er wird den Duft des Weihrauchs vermissen, der früher auch untertags noch im Raum hing. Vielleicht findet er nicht einmal mehr einen Beichtstuhl.

Ähnlich wird es jener katholischen Frau ergehen, die vor vielen Jahren aus Liebe zu ihrem evangelischen Mann dessen Konfession angenommen hat. Sie ist bisher auch weiterhin nur in eine katholische Kirche zum Gottesdienst gegangen, weil sie sich hier zuhaus fühlte. Ob das heute noch für sie gilt, wo man einen katholischen von einem evangelischen Gottesdienst kaum mehr unterscheiden kann? Ja letzterer ist oft noch traditionsgebundener als der moderne katholische.

Die Liturgiereformer haben die Frage zu wenig beachtet, inwieweit die alten Formen des Gottesdienstes, auch wenn sie nicht immer ganz zufriedenstellend waren, ein ausgesprochenes Heimatgefühl bewirkt haben und wieweit mit ihrer Beseitigung auch ein Stück Glauben in den Menschen verlorengeht, vor allem in den einfachen Gläubigen. Sie haben auch nicht gesehen, wie wichtig die zahlreichen volkstümlichen Elemente waren, die bisher der Liturgie anhafteten.

So war für den Gebirgsbauern aus nerkömmliche feierliche Rorate-Amt im Advent ein Stück religiöser Heimat. In aller Früh ist er, die Stallaterne in der Hand, zusammen mit seinen Kindern auf dunklen, verschneiten Wegen in die Pfarrkirche gegangen. Die Verlegung des Gottesdienstes auf eine andere Zeit und vor allem eine "moderne" Gestaltung des Rorate-Amtes haben viele der bisherigen Besucher vertrieben.

Ähnlich ist es mit dem Beerdigungsgottesdienst. Das feierliche, auch das Gemüt nicht vernachlässigende "Requiem" im alten Stil gibt es kaum mehr. Doch gerade hier hätte man mit Änderungen besonders vorsichtig sein müssen, da sich bekanntlich die Sitten beim Begräbnis bei allen Völkern am zähesten halten.

Wie sehr Liturgie Heimat bedeutet, zeigt weiterhin die Tatsache, daß im Osten, besonders stark ausgeprägt bei den Ukrainern, der angestammte byzantinisch-slavische Ritus ein nationales Element darstellt. Eine Abschaffung oder auch nur eine Änderung der traditionellen Formen würde nicht zuletzt auch zu einer nationalen Frage werden. So kommt es, daß die zahlreichen nach Amerika ausgewanderten Ukrainer hier ihre Sprache und damit

ihr Volkstum weit besser bewahrt haben als Angehörige anderer Volksgruppen, die meist schon in der zweiten Generation ihre Muttersprache aufgeben.

Die Sprache ist ein Teil der Heimat. Wenn ein Mensch, aus der Fremde kommend, plötzlich wieder den vertrauten heimatlichen Dialekt hört, weiß er sich wieder daheim. Zur kultischen Heimat gehört ebenfalls eine bestimmte Sprache. Sie ist jedoch nie die Sprache des Alltags. Alle Hochreligionen haben eine eigene Kultsprache. So gebraucht der Islam Alt-Arabisch auch in den nicht-arabischen Gebieten Asiens und Afrikas. Die Juden feiern den synagogalen Gottesdienst in Alt-Hebräisch.

In der römischen Kirche war es bisher das Latein, das in der Liturgie gebraucht wurde und von dem man uns früher sagte, es sei ein völkerverbindendes Element. Heute hat man das Latein im Gottesdienst fast ganz abgeschafft und zwar deutlich gegen die Bestimmungen der Liturgiekonsti-

tution (n. 54).

Es kann hier nicht die ganze Problematik der Kultsprache aufgerollt werden. Sicher ist, daß aus pastoralen Gründen gewisse Teile der Liturgie in der jeweiligen Volkssprache vorgetragen werden sollten, so vor allem die Lesungen, die Fürbitten und Teile der Sakramentenspendung. Wir dürfen aber auch nicht übersehen, daß gerade heute das völkerverbindende Element im Gottesdienst wichtiger ist denn je, wo Millionen Menschen ständig als Gastarbeiter und Touristen in fremden Ländern unterwegs sind.

Vor 100 Jahren wäre eine weitgehende Einführung der Volkssprache eine befreiende Tat gewesen — man hatte damals nicht einmal erlaubt, die Einsetzungsworte des Canon in der Volkssprache zu drucken! —, heute stellt ihr ausschließlicher Gebrauch im Gottesdienst echten Provinzialismus dar. Oder ist es vielleicht wünschenswert, daß in der Messe in Zukunft Latein durch Englisch ersetzt wird? Für mich und für viele andere ein unerträglicher Gedanke! Es wird aber schließlich so weit kommen, denn die Kirche braucht

eine gemeinsame Kultsprache, heute mehr denn je.

Wichtig scheint auch die folgende Überlegung zu sein: Die alten abendländischen Kirchenbauten, die alte Kirchenmusik, vom Choral angefangen bis zu den barocken Orchestermessen, sie alle waren bestimmt für den bisherigen lateinischen Ritus. Haben wir das Recht, dies alles für einen fragwürdigen modernen Ritus preiszugeben? Zerstören wir damit nicht viele Wurzeln abendländischer Geisteshaltung überhaupt? Sollen denn die alten Kirchenbauten zu Museen werden und die traditionelle Kirchenmusik nur noch im Konzertsaal zu hören sein?

Man darf das Festhalten an den überlieferten Formen und Riten aber nicht mit einem Konservatismus verwechseln, der aus einem Historismus heraus oder aus bloßer Genügsamkeit und Mangel an Wendigkeit am Bisherigen festhält. Der wahre Progressist, der seine Kirche und die Menschen liebt und sie zu Gott führen will und der nicht primär an die Verwirklichung seiner Ideen denkt, muß heute den Mut haben, gegen den Strom zu schwimmen und in Einzelfragen "altmodisch" zu wirken.

Ein solcher hat heute die Pflicht, immer wieder die Notwendigkeit eines gleichbleibenden Rituals zu betonen. Dies braucht ihn jedoch nicht davon abzuhalten, ganz konkrete eigene Vorstellungen von einer zukünftigen Weiterentwicklung der Liturgie zu haben, genauso wie er weiß, wo heute in der Kirche in erster Linie mit Reformen begonnen werden sollte und dies nicht geschieht. Die am wenigsten dringliche Reform war die der Liturgie. Es ist unverständlich, warum das Konzil sie zuerst vorgenommen hat.

Liturgie bleibt auch dann noch Heimat, wenn sie sich weiterentwickelt. Sie hat sich auch im Verlauf der fast 2000jährigen Kirchengeschichte stetig weiterentwickelt. Im Osten stärker als im Westen. Entscheidend ist aber: es gab früher niemals einen wirklichen Bruch mit der Tradition, so wie wir ihn jetzt in erschreckender Weise erleben, wo zudem fast alles in der Kirche in Frage gestellt wird. Es war vielmehr ein organisches Wachstum, ähnlich wie der Mensch langsam vom Kind zum Knaben und dann zum Mann heranreift.

Freilich war die geschichtliche Entwicklung nicht immer geradlinig und glücklich. Es kam verschiedentlich zu Fehlentwicklungen, sonst wäre es vermutlich heute überhaupt nicht zur Infragestellung vieler bisheriger Formen gekommen. Die Ostkirche kennt bezeichnenderweise eine liturgische Frage in unserm Sinn nicht. Das mag verschiedene Gründe haben. Sicher ist jedenfalls, daß hier die Liturgie stest volksverbundener war als im Westen, wie sie auch nicht so früh erstarrt ist wie bei uns.

Der Schaden, der jetzt in pastoraler Hinsicht durch unkluge und übereilte, vor allem aber unorganische Reformen entsteht, wird sich erst in späterer Zeit einmal ganz abschätzen lassen, wenn wir, wie zu befürchten ist, einmal vor fast leeren Kirchenbänken stehen werden, so wie es bei den reformierten Protestanten schon seit mehreren Jahrzehnten der Fall ist. Im Gegensatz zu den Lutheranern, die stärker die traditionellen Formen beibehalten haben. Letzten Endes wird man erkennen müssen, daß man durch neue Formen, so gut sie auch vielfach gemeint waren, den Menschen doch Steine statt Brot gegeben hat.

Wie gesagt, nichts gegen ein organisches Wachstum in der Liturgie, vor allem nichts gegen eine rasche Abschaffung von Auswüchsen und unzeitgemäßen Formen! Dies alles muß aber in einer pastoral klugen Weise geschehen, damit die Gläubigen nicht das Gefühl bekommen, alles Bisherige

sei falsch gewesen, und ohne ihnen dabei die bisherige kultische Heimat zu nehmen.

Verschiedene Seelsorger, vor allem jüngere, streben heute eine Art "Hochliturgie" an. Alle Formen und Gebete müssen durchdrungen sein von modernen theologischen und soziologischen Ideen bzw. was man dafür hält. Von ihnen wird die Messe primär nur noch als "Herrenmahl" gesehen. Von der Messe als Kult, als Mysterienfeier, als "heiligem Spiel" wollen sie nichts mehr wissen. Den Opfergedanken drängen sie ganz in den Hintergrund. Was nicht ins vorgefaßte Konzept paßt, wird einfach abgeschafft.

Auf der anderen Seite will man heute aber alles Mögliche in die Eucharistiefeier — der Ausdruck Meßopfer ist verpönt — "hineinpferchen", auch Dinge, die sicher nicht hineingehören, wie der Dialog mit den Gläubigen anstelle eines Wortgottesdienstes. Derartige Diskussionen sind gerade heute eminent wichtig. Sie gehören aber nicht in die Messe, sondern genau so in die Offentlichkeit wie in den kleinen Kreis Interessierter und nur in Ausnahmefällen ins Gotteshaus, nie jedoch in die Messe.

Die Predigt im alten Stil, die nicht nur eine (vom Blatt abgelesene) kurze Homilie darstellte, war im Hinblick auf die Verkündigung sicherlich oft viel fruchtbarer als viele dieser modernen Formen, die auf einer falsch verstandenen Demokratie fußen und mit denen die Mehrzahl der Gläubigen doch

nichts anfangen kann.

Wenn früher ein mittelmäßiger Liturge sich streng an die vorgeschriebenen Riten gehalten und sich außerdem bemüht hat, den Gottesdienst würdig und feierlich zu gestalten, dann ist immer etwas Gutes und für alle Anwesenden Tragbares herausgekommen, vor allem wenn er ein frommer Priester war. So manches, was man heute in der Kirche erleben kann, ist manchmal wirklich nicht mehr zu ertragen. Durch die frühere, geordnete Liturgie konnte sich niemand abgestoßen fühlen. Vielleicht, daß er sich nicht immer angesprochen gefühlt hat. Das lag aber dann nicht am Ritus als solchem, sondern an der Person des jeweiligen Liturgen.

Die Notwendigkeit gleichbleibender Gebete und Formen ergibt sich weiterhin aus der Tatsache, daß es für den Priester als Zelebranten unmöglich ist, jeden Tag in geistiger "Hochform" vor seinen Gläubigen zu erscheinen, wie auch kein Mensch ständig schöpferisch tätig sein kann. Doch gerade das versuchen heute nicht wenige Geistliche bei ihrer stets neuen "Gestaltung" des

Gottesdienstes.

Man möchte jede Messe der jeweiligen Situation und den jeweiligen Teilnehmern anpassen. Das geht auf die Dauer einfach nicht. Abgesehen davon, daß jede liturgische Feier primär Gottesdienst, also Gottesverehrung ist. Sie ist auf Gott hin und nicht auf den Menschen hin bezogen. Schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß eine überzüchtete, ganz auf die Gegebenheiten und auf die Persönlichkeit des Zelebranten ausgerichtete Liturgie auf die Dauer nicht volkstümlich sein kann. Der Jugend mag eine derartige "moderne" Gestaltung der Messe im Augenblick gefallen. Die Mehrzahl der Gläubigen will jedoch nicht ständig persönlich angesprochen, auch nicht immer nur belehrt und ermahnt werden. Wer zur Kirche geht, will einer gottesdienstlichen Feier beiwohnen. Vor allem aber will er beten.

Die Gläubigen suchen im Gottesdienst weniger den Priester — von ihm erwarten sie in erster Linie eine gute Predigt —, sondern Geborgenheit und Ruhe bei Gott. Sie suchen letzten Endes das "Mysterium", die gnadenvolle sakramentale Begegnung mit Gott. Zu ihm wollen sie während der Feier auch ihre Sorgen im persönlichen Gebet bringen können.

Auch das dürfen wir nicht vergessen: Auf die Dauer tragbare kultische Formen erwachsen nur aus einem lebendigen und gefestigten Glauben. Dieser fehlt aber heute weithin.

Es ist sicher auch verfehlt, durch die Liturgie neuen Glauben erwecken zu wollen, so z. B. aus einer modernen Gestaltung der Osternachtliturgie eine Belebung des Glaubens an den Auferstandenen. Liturgie setzt den Glauben bereits voraus. Die Glaubensverkündigung ist daher Aufgabe der Seelsorge schlechthin. Sie kann gar nicht "modern" genug sein. Sie kann jedoch nur zu einem geringen Teil in der Eucharistiefeier vollzogen werden. Sie muß ihr vorausgehen.

In nicht wenigen Fällen wird durch Neuerungen, die an sich gut und berechtigt sein mögen, genau das Gegenteil von dem bewirkt, was erreicht werden sollte. Einfach deshalb, weil sie beim "Volk" nicht ankommen. Schädlich ist aber vor allem der permanente Wandel, den wir heute erleben, weil dieser dem Prinzip der Liturgie als Heimat total entgegengesetzt ist.

Ein ständiges Ändern der Riten und fast vollständiges Abschaffen der bisherigen Sitten und Gebräuche heißt den Menschen die religiöse Heimat nehmen und sie dadurch auch in ihrem Glauben unsicher machen. Am meisten hat man die einfachen Gläubigen vor den Kopf gestoßen durch die völlig unnötige radikale Änderung des Heiligenkalenders. Wer nur etwas von Volkspsychologie versteht, wird dies bestätigen können.

Die Masse der Gläubigen hängt an ihren Heiligen, wie sie überhaupt an den überlieferten Formen und Gebeten hängt und in ihrer Frömmigkeit von ihnen getragen wird. Man übersieht oft, wie sehr im Bewußtsein der einfachen Leute katholisches Dogma und bestimmte Formen der Frömmigkeit zusammenfallen. Eine Änderung der Formen bedeutet für viele eine Änderung des Glaubens.

Es könnte aber auch sein, und man wird den Gedanken nicht los, daß der permanente Wandel von gewisser Seite gewollt ist, von denen, die es bewußt darauf abgesehen haben, die Kirche "umzufunktionieren" und sie in einen Verband mit sozialen und humanistischen Zielen zu verwandeln. Man sagt den Freimaurern nach, sie hätten schon seit langem das Prinzip des permanenten Wandels als Mittel zur Zerstörung der Kirche propagiert.

Man verstehe mich nicht falsch! Ich will hier nicht alten Formen, die heute überholt sind, das Wort reden, so etwa dem ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache oder gar der Aussetzung des Allerheiligsten in der Messe und den früher üblichen vielen Privatmessen. Ich bin auch keineswegs für eine unveränderte Beibehaltung des von Pius V. geschaffenen Missale Romanum für ewige Zeiten. Vielleicht, daß ich mich hier von der "Una Voce"-

Bewegung unterscheide.

Ein gleichbleibendes Ritual schließt, wie gesagt, eine Entwicklung keineswegs aus. Sie muß jedoch von pastoralen Bedürfnissen getragen sein und nicht, wie wir es jetzt immer wieder erleben können, von Träumereien der Jugendbewegung der Zwanziger Jahre, wozu die Zelebration "versus populum", die "gotische" Kasel genauso gehören wie der Opfergang, oder von den manchmal recht zweifelhaften Erkenntnissen einiger Liturgieexperten.

Vor allem aber muß man sich davor hüten, Dinge einzuführen, die sich aller Voraussicht nach auf die Dauer nicht bewähren werden. Dazu gehören solche Bräuche, die bereits früher einmal abgeschafft worden waren, einfach deshalb, weil sich die Verhältnisse geändert haben. So hat man, als in nachkonstantinischer Zeit die breiten Massen in die Kirche strömten, die Handkommunion abgeschafft. Damals verlor auch der Grundsatz seine Gültigkeit, daß regelmäßig alle Anwesenden in der Messe kommunizieren.

Die schöpferische Kraft ist dem heutigen Menschen, abgesehen von dem Gebiet der Technik, weitgehend verlorengegangen. Es kann deshalb auch im Augenblick gar keine allseits befriedigende Liturgie geschaffen werden. Papst Paul VI. war offensichtlich nicht gut beraten, als er das bisherige Missale, Rituale und Pontificale abgeschafft und neue Liturgiebücher eingeführt hat. Dadurch ist eine fast 2000jährige Tradition jäh unterbrochen worden.

Mit einem großzügigen "ad libitum" bzw. "ad experimentum" in Teilfragen hätte sich, auf die Dauer gesehen, sehr viel, wahrscheinlich sogar Besseres bewerkstelligen lassen. Es wäre auf diese Weise kein eigentlicher Bruch mit der Tradition, also mit dem Ritus als solchem, entstanden.

Etwas tatsächlich Neues, Zukunftsweisendes, hätte man, wenn auch als noch verfrüht, begrüßt. So aber haben wir lediglich ein anderes Missale, Rituale und Pontificale Romanum bekommen. Man muß kein Prophet sein, um vorauszusagen, daß diese neuen Liturgiebücher nicht lange in Gebrauch bleiben werden. Viele jüngere Priester benützen sie schon jetzt kaum. Durch sie ist die Liturgiereform keineswegs abgeschlossen, wie man in Rom hofft.

Es ist leicht etwas abzuschaffen, aber oft schwer etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Ist eine alte Ordnung, die für die meisten Gläubigen eine Heimat war, einmal zerstört, läßt sich nicht so rasch eine neue schaffen. Ich jedenfalls habe meine Heimat verloren.

Begegnung mit einem modernen Mystiker

Von Pfarrer Dr. Bernhard Scherer

In seinem vielbeachteten Leitartikel in der Weihnachtsausgabe der Deutschen Tagespost 1970 "Ist Krisis Katastrophe?" stellt Bischof Rudolf Graber von Regensburg die Frage, ob die Glaubenskrise, in der wir heute stehen, unbedingt in die Katastrophe führen muß oder ob es noch einen Ausweg aus der drohend auf uns zukommenden Gefahr gibt. Er geht die Frage von verschiedenen Seiten an und gibt von drei Ausgangspunkten her die für den "modernen" Menschen geradezu verblüffende Antwort: Ja, es gibt einen solchen Weg der Rückkehr zum Heil, wenn die Christenheit sich nur aufrafft und diesen seit langem "vernachlässigten und ausgeklammerten" Weg mutig beschreitet; es ist der Weg der Mystik, der Rückkehr zum Leben aus der mystischen Theologie. "Für die Zukunft der Kirche", so sagt Bischof Graber, "wird alles davon abhängen, ob wir diesen verschütteten Weg wieder auffinden und die Mysterien Gottes wieder so stark erfahren können, daß sie uns sicherer sind als alle irdischen Beweise und Experimente."

Ich habe in den letzten Monaten viel über diese theologische Tiefenschau von Bischof Graber nachgedacht. Und immer wieder erstand vor meinem geistigen Auge das Bild eines echten und großen Mystikers, dem ich vor gut vierzig Jahren als junger Philologiestudent in Münster begegnen durfte, der jetzt schon seit über dreißig Jahren auf dem stillen Dorffriedhof in Mecklenbeck bei Münster ruht und der mich bis heute nicht einen Tag meines Lebens aus dem Bannkreis seiner starken Persönlichkeit entlassen hat. Es ist der Laie und Familienvater Professor Dr. Peter Wust, der "Philosoph von Münster", zu dessen Füßen sich 1930/32 das Steuer meines Lebensschiffleins um 180 Grad gedreht hat; durch den ich auf den Weg zum geistlichen Leben und zum Weihepriestertum geführt worden bin; und der mich mit seinen Büchern und Briefen, die zum Teil erst lange nach seinem Tod bekannt

geworden sind, "die Mysterien Gottes so stark hat erfahren lassen", daß sie mir "sicherer geworden sind als alle irdischen Beweise und Experimente". Aus der jahrzehntelangen Beschäftigung mit seinen Werken und Briefen möchte ich im folgenden so schlicht wie möglich erzählen, um die kostbare Anregung von Bischof Graber an einem konkreten Beispiel für recht viele Leser lebendig werden zu lassen. Es braucht nicht betont zu werden, daß der *Philosoph* Peter Wust in der folgenden Meditation absichtlich überspielt wird: es soll nur der *Mystiker* Peter Wust zu uns sprechen. Und wir wollen den begnadeten Mystiker selber ausgiebig zu Worte kommen lassen.

Jeder echte Mystiker ist daran zu erkennen, daß er ein Mann des Gebetes ist. Das gesamte Leben, Lehren und Leiden des Philosophen von Münster war sozusagen in Gebet getaucht. Seine philosophischen Vorlesungen waren so stark von gelebter Christus-Erfahrung geprägt, daß die riesenhafte Hörerschar — in der Regel waren es 400 bis 500 Studenten — im Großen Hörsaal der Universität Münster oft wie gebannt zu seinen Füßen saß und kaum zu atmen wagte. Er selber kann in einem Brief aus dem Jahr 1931 an Wilhelm Limper dankbaren Herzens die Feststellung machen: "Eine solche Disziplin, eine so ergreifende Stille und Konzentration habe ich nie in einer Prima erlebt wie hier in diesem vollgestopften Hörsaal." Wenn er mit seiner tiefen, sonoren Stimme etwa das Christus-Wort zitierte: "Wer sein Leben zu gewinnen sucht, wird es verlieren; wer es aber um Meinetwillen verliert, wird es finden" (Lk. 9, 24), dann verbarg sich hinter dem warmen, ungekünstelten Pathos seines Vortrags eine übernatürliche Lebenserfahrung, die auch den vom Verstandesdünkel der Zeit angekränkelten Zweifler bis in die Seele erschüttern konnte. Und wenn man dann am nächsten Tag zufällig im Dom oder in einer andern Kirche von Münster das Glück hatte, den faszinierenden Lehrer schlicht, unbetont, still in sich versunken in irgendeiner Volksmesse an die Kommunionbank treten zu sehen, dann ahnte man auch als junger Mensch, woher es kam, daß er auf dem Katheder zu sprechen wußte "wie einer, der Macht hat" (Mt. 7, 29). Er war ein "Mann Gottes" (2. Tim. 3, 17), ein Mann des Heiligen Geistes. In dem oben genannten Brief an Wilhelm Limper macht er selbst das Geständnis über das Geheimnis seines triumphalen Lehrerfolges: "Und dann bin ich tiefer und tiefer ins Religiöse hineingegangen. Ich habe nie den Lehrstuhl betreten, ohne zuvor innig das ,Veni, Creator Spiritus' zu beten. Seitdem aber ist meine Seele so befreit wie nie zuvor. Und nun stehe ich fest, in der herrlichen Klarheit, die nur unser Glaube geben kann. Und deshalb sage ich: das Geheimnis der Attraktion in diesen Vorlesungen liegt nicht in mir. Es liegt in Dem, der mich stärkt."

Der gleiche Gedanke kehrt wieder, wenn er in seiner Todeskrankheit 1939 an die Entstehung seines Hauptwerkes "Ungewißheit und Wagnis" zurückdenkt und seinem Heimatpfarrer Wilhelm Hebler in Rissenthal darüber schreiben kann: "Ich habe über das Buch von etwa 1925 ab meditiert, ohne etwas niederzuschreiben. Und dann habe ich es im Juli, August, September 1936 in zwölf Wochen niedergeschrieben. Jeden Tag ging ich morgens von 11 bis 1 Uhr nach Mecklenbeck zu meinem Freunde Pfarrer Dr. Vorholt, wo wir dann die im Entstehen begriffenen Kapitel durchsprachen. Auf diesen Mecklenbeck-Gängen habe ich wohl rund an die tausendmal das "Veni, Creator Spiritus" über das im Entstehen begriffene Buch gebetet. Und ich habe fast das Gefühl, als sei etwas von diesen "Veni, Creator"-Gebeten her in dieses seltsame Buch hineingegangen."

Und bei allen diesen überragenden Erfolgen sucht er sich selbst und sein eigenes Verdienst beinahe auszulöschen. Nach Fertigstellung des Manuskriptes von "Ungewißheit und Wagnis" schreibt er an seinen Freund Karl Pfleger: "Ich kann gar nicht verstehen, daß der liebe Gott mir das Buch geschenkt hat. Zehn Jahre etwa hat's mich gequält, und nun ist's mir zugeflogen wie im Trauni." Alles: seine Heimkehr zum Christusglauben, seine großen Erfolge auf dem Katheder, seine literarischen Leistungen "am Pult" - alles führt er auf die Gebetshilfe anderer Menschen zurück: "Überhaupt muß viel für mich gebetet worden sein. Jedenfalls hat mein seliger Vater jahrelang ohne Unterlaß gebetet für seinen "verlorenen Sohn"." Wie arm er sich ohne die Gebetshilfe seiner Freunde fühlt, zeigt ein Brief vom 3. November 1930, vom Vorabend seiner Antrittsvorlesung an der Universität Münster, an den französischen Diplomaten Paul Petit. Darin steht der ergreifende Hilferuf: "Morgen früh um 8 Uhr beginne ich hier in der Universität meine Vorlesungen. Mir bebt noch das Herz, vor der schweren Verantwortung, die damit in dieser anarchischen Zeit auf meine Schultern gelegt worden ist. Beten Sie also recht inbrünstig für mich in diesen für mich so entscheidungsvollen Tagen. Wir Menschen sind schwache Geschöpfe: nur die Gnade kann Wunder in uns und durch uns vollbringen."

Unter nichts hat Peter Wust — trotz seines großen Kathederglücks — in seinem letzten Jahrzehnt in Münster schmerzlicher gelitten als unter seelischer Vereinsamung. Immer wieder klingt diese schier unvorstellbare Not in seinen Briefen an befreundete Menschen durch. Und wieder zeigt sich das Große, das Beglückende im Leben unseres Mystikers: er läßt es nicht mit unfruchtbaren Klagen bewenden — so oft sich der Schrei der Not auch aus seiner Seele emporquälen mag. Sondern er trägt diese Not täglich zum "lieben Gott", wie er mit Vorliebe zu sagen pflegt. Es ergreift mich jedesmal bis ins Mark, wenn ich in seinem Brief vom 23. September 1935 an Karl Pfleger die Worte lesen darf: "Obwohl ich im Glauben gefestigt bin und oft vor einem

bestimmten Missionskreuz in einer der Kirchen Münsters dem leidenden Heiland all meine Einsamkeit zum Opfer darbringe, weicht damit doch diese Einsamkeit noch nicht von mir. Im Gegenteil: sie wird oft noch furchtbarer; es ist eine regelrecht metaphysische Desolation, die anzeigt, wie wenig diesem nach Ewigkeit dürstenden Menschenherzen die Güter dieses Daseins wahre Ausfüllung zu geben vermögen."

Dabei ist es ganz und gar nicht so, als wenn Wust ein in sich selbst versponnener, sich selbst genießender, selbstsatter Grübler gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Er sehnte sich nach geistigem Austausch wie kein Zweiter. Sehnte sich besonders nach seelischer Gemeinschaft mit Menschen, die im Christus-Mysterium feststanden und die miteinander und füreinander beteten. In dem zitierten Brief an Paul Petit stehen die prophetischen Worte: "Reformation und Aufklärung haben allmählich den uralt-christlichen Boden Europas so unterwühlt, daß wir nunmehr ein allgemeines Beben unter den Füßen verspüren. Und da müssen denn alle Intellektuellen, die noch zu Christus halten, sich eng aneinander schließen: denn von den Erneuerungskräften der katholischen Seele wird es abhängen, ob Europa am Geiste sterben oder durch den Geist wieder auferstehen wird zu neuem Leben."

Zu den tiefsten Eindrücken seines ganzen Lebens gehört sein fünfwöchiger Aufenthalt in Paris in Frühjahr 1928. Und zwar deshalb, weil er dort Anschluß an eine Intellektuellengruppe gefunden hat, die miteinander betete und die sogar gemeinsam Gottesdienste besuchte. Ein Erlebnis, nach dem er in Deutschland vergeblich Ausschau hielt. Seine Dankesbriefe an diese Pariser Freunde sprechen jahrelang immer wieder mit Nachdruck von dem tiefen Glück, das er in der Gebetsgemeinschaft dieses Intellektuellenkreises gefunden hat. Noch in Paris, vierzehn Tage vor seiner Heimkehr nach Deutschland, schreibt er an seinen Freund Jacques Maritain in Meudon bei Paris: "Lassen Sie uns noch, lieber Freund, vor meiner Abreise einmal zusammen des Morgens nach Notre-Dame zu einer heiligen Messe gehen; und dann wollen wir feierlich am Gnadenbilde gleich am Eingang links jeder eine Kerze stiften, um auf diese besondere Art den Segen der göttlichen Mutter auf alle unsere weitere Arbeit herabzuflehen. Denn all unser Forschen und Wirken in dieser großen Zeit hat nur dann letzten Endes Wert, wenn wir uns ganz Gott hingeben und das Wort der Gottesmutter wiederholen: ,Ecce, ancilla Domini: fiat mihi secundum verbum Tuum'."

An dieser Stelle wird zugleich deutlich sichtbar, in welch inniger Gebetsgemeinschaft Peter Wust nicht nur mit befreundeten Menschen hier auf Erden stand, sondern wie tief sein christlicher Glaube in der praktischen Gebetsverbundenheit mit der Gottesmutter Maria und mit den andern Heiligen des Himmels beheimatet war. Er glaubte zutiefst an die lebendige,

lebensvolle Gemeinschaft der Heiligen. Er lebte aus diesem Mysterium. Wieder ist es Professor Maritain, dem er noch vor seinem Besuch in Paris, im März 1928, die Worte schreibt: "Ich selbst habe mich seit längerer Zeit schon in den besonderen Schutz Ihrer heiligen Theresia von Lisieux gestellt, die ja ihren Blütenregen hauptsächlich über die Ungläubigen ausgießt. Hier auf meinem Arbeitszimmer hängt eine Fotografie von dieser Heiligen aus ihrem letzten Lebensjahr. Es lächelt so friedlich und segensvoll das Bild dieser jungen Heiligen zu mir herab: ich bete viel zu ihr. Und ich bin sicher, sie wird uns helfen, unseren großen Plan einer Rechristianisierung Europas durchzuführen." - Und an Pfarrer Pfleger, der in seiner Kirche in Bilwisheim im Elsaß ein besonders anziehendes Glasgemälde vom heiligen Petrus, vom Schutzpatron unseres Philosophen hatte, schreibt er nach seinem persönsönlichen Besuch in Bilwisheim am 18. Oktober 1935: "Ihr Buch "Im Schatten des Kirchturms' kann ich nun erst recht lesen und verstehen. Nun bin ich selbst eingegliedert in diese Ihre so schön geschlossene Welt. Ich habe in Ihrem Kirchlein gekniet. Ich habe vor Ihrem Sankt Petrus gebetet. Ich habe an Ihrer Kommunionbank zweimal die hl. Kommunion empfangen dürfen: das alles macht mich so überaus glücklich. Diese Tage werden mir den Winter über im Hörsaal eine Stärkung sein."

Ist das nicht eine ganz, ganz andere Sprache des Glaubens, der Liebe und der Pietät als die, die wir jetzt, eine Generation später, in den würdelosen, im Ton oft so brutalen und frechen innerkirchlichen Zänkereien der "postkonziliaren" Kirche miterleben müssen, ja, schon fast gewohnt sind? Hat Bischof Graber nicht vielleicht doch recht, wenn er uns auf den "verschütteten" Weg der Mystik hinweist, um der Katastrophe zu wehren, die erbarmungslos auf uns zuzukommen scheint? Ist es sachlich nicht dasselbe, was schon 1939, ein paar Monate vor Ausbruch des Hitlerkrieges, der französische Graf Jean de Pange in einem Brief an den sterbenskranken Peter Wust so deutlich ausgesprochen hat: "Das einzige, was die Menschen einander näher bringt, ist gemeinsames Beten. Man tat es im Mittelalter. Man sagte mir, daß Kardinal Pacelli es noch mit bestimmten Besuchern getan habe. Aber das ist wohl nicht mehr im Geiste unserer Zeit. Vielleicht liegt hier die eigentliche Ursache unserer Dekadenz."

Schließen wir unsere Gedanken über das Gebet des echten Mystikers mit einem Passus, den Peter Wust drei Monate vor seinem qualvollen Tod in seinem berühmt gewordenen "Abschiedswort" seinen Schülern und Schülerinnen ins Stammbuch geschrieben hat: "Und wenn Sie mich fragen sollten, bevor ich jetzt gehe und endgültig gehe, ob ich nicht einen Zauberschlüssel kenne, der einem das letzte Tor zur Weisheit erschließen könnte, dann würde ich Ihnen antworten: Jawohl. Und zwar ist dieser Zauberschlüssel nicht die

Reflexion, wie Sie es von einem Philosophen vielleicht erwarten möchten, sondern das Gebet. Das Gebet, als letzte Hingabe gefaßt, macht still, macht kindlich, macht objektiv. Gebet kennzeichnet alle letzte "Humilitas" des Geistes. Die großen Dinge des Daseins werden nur den betenden Geistern geschenkt. Beten lernen aber kann man am besten im Leiden." ¹

Damit sind wir bei einem zweiten Merkmal des echten Mystikers angekommen. Einem Merkmal, von dem das ganze Leben des Philosophen von Münster ebenso geprägt ist wie vom Gebet. Es soll uns demnächst in einer eigenen Überlegung beschäftigen.

1 Wer sich tiefer in die mystische Gebetswelt von Peter Wust versenken will, dem seien folgende vier gemeinverständliche Werke empfohlen, aus denen auch alle Zitate unseres Aufsatzes entnommen sind: Peter Wust: Gestalten und Gedanken. Ein Rückblick auf mein Leben. Verlag Kösel, München. — Peter Wust: Briefe und Aufsätze. Hrsg. von W. Vernekohl. Verlag Regensberg, Münster i. W. — Peter Wust: Ein deutsch-französisches Gespräch. Hrsg. von Bendiek und Huning. Verlag Regensberg, Münster i. W. — Karl Pfleger: Dialog mit Peter Wust. Verlag Kerle, Heidelberg.

Vom "Geist der Basis" im Bistum Roermond

Holländische Kostproben neuer "kreativer Liturgie"

Zusammengestellt und übersetzt von Prof. Dr. Gerhard Fittkau

Einführung

Im Pastoralrat von Roermond und in den pastoralen Dekanats-Zentren wurde im vergangenen Jahr vom Personalchef der Diözesankurie Dr. Wim van Kempen die Kirche immer wieder als "lokales Ereignis" dargestellt und vom freischöpferischen "Basisgeschehen" die Erneuerung der dahinsiechenden Kirche erhofft. So wird trotz aller die Gesamtkirche bindenden Anordnungen des Hl. Stuhles für die nach dem II. Vatikanum neu geordnete Liturgie weiter frei "experimentiert".

Was dabei herauskommt, sind zumeist elende Machwerke stümperhafter "Vorgänger" und dilettantischer "Arbeitsgruppen", die mit aufklärerischen und gesellschaftskritischen Modephrasen den eignen Glaubenszerfall bezeugen und die verwirrten Gemeinden der unerträglichsten Form eines liturgischen Klerikalismus ausliefern, der alle Glaubens- und Kirchenfreude

ersticken muß. Den Zusammenhang des beschleunigten Rückgangs des Kirchenbesuchs im Bistum (14,9 % in den letzten 3 Jahren) mit der liturgischen Verwahrlosung will man aber nicht wahrhaben.

Im folgenden sind einige Kostproben "kreativer Liturgie" aus der letzten

Zeit zusammengestellt.

Die Texte über "das Taufen eines Kindes im Familienkreis" stammen aus einem "doopritus", den Kaplan J. Douven aus Geleen für 45 c anbietet und von dem er einige Kostproben seiner "Sakramentskatechese" in der Weihnachtsnummer von "b. v." 1971 vorlegt. "b. v." (bij voorbeeld = zum Beispiel) ist eine in loser Folge von einer Gruppe von Priestern im Bistum Roermond an ihre "Kollegen" versandte Handreichung mit praktischen liturgischen "Arbeitsstücken aus ihren Kladden".

Die Texte einer "Eucharistiefeier" stammen von einer Pfarrei in Venlo.

Das Ausmaß der Verarmung und Verflachung bis auf das "pastorale Niveau" der von Kaiser Joseph II. vorgeschriebenen Kartoffelpredigten kann man wohl am erschütterndsten ermessen, wenn man auch nur einmal die Mystagogischen Katechesen von Cyrill von Jerusalem oder von Chrysostomus

gelesen hat.

Schlimmer als die Entleerung des wesentlichen christlichen Gehalts ist die betrügerische Verfälschung vorgeblich heiliger Lesungstexte, die Schändung der Hl. Schrift und die Roßtäuscherei mit dem falschen "Propheten G i b r a n", der ein moderner libanesischer Pantheist maronitischer Herkunft ist. Er heißt Khalil G i b r a n (nicht Kahlil G.) und hat eine Rahmenerzählung mit Lebensweisheiten unter dem Titel "Der Prophet" geschrieben, die ins Niederländische übersetzt worden ist. Offenbar wegen ihrer modernistischen Auffassung der rein innerweltlichen Gotteserfahrung haben diese Texte Eingang bei den frei schaffenden Liturgiebastlern gefunden, besonders bei Trauungen und Taufen. Auch in einer liturgischen Feier in s'Hertogenbosch, an der Bischof Bluyssen teilnahm, wurde ein Text dieses falschen Propheten als Epistel angeboten (vgl. Prof. Mag. Dr. van der Ploeg OP: Confrontatie, Nr. 70, März 1971, S. 290 f.).

"... ad fabulas autem convertentur."

G. Fittkau

I. Einige Abschnitte aus der Feier einer Haustaufe

... (Einleitung)... Wir sind hier beisammen zur Taufe Ihres Kindes. Und es wird Ihnen im Laufe dieser Feier auffallen, daß die Texte sich hauptsächlich an Sie, die Eltern und an alle, die dieses Kind umstehen, richten. Dies Geschehen ist auch mehr für uns Erwachsene als für das Kind. Das Kind läßt es nur über sich kommen, es läßt alles über sich ergehen...

dies Kind in mancher Hinsicht Vater und Mutter. Sie entdecken selbst regelmäßig bestimmte Ähnlichkeiten, oder sonst helfen Gäste Ihnen wohl zu sehen, welche Ähnlichkeiten vorhanden sind. Wenn dieses Kind einmal groß geworden ist — und wir hoffen, daß es gesund und glücklich aufwächst —, dann werden Sie feststellen, daß dies Kind Ihnen nicht nur körperlich gleicht, sondern daß es auch — und das ist etwas noch viel Schöneres — innerlich, im Charakter, in bestimmten Eigenschaften, in bestimmten Denk- und Lebensweisen, Ihnen beiden ähnelt. Und manche werden dies zusammenfassend in Worte kleiden wie: "Es ist ein echter..., eine echte... (s. Familienname von Vater und Mutter).... Das kann auch nicht anders sein, denn täglich wird dieses Kind getauft, in Ihre Existenz eingetaucht. Und wenn Sie aus dem Geist Christi leben...

... (Glaubensbekenntnis)... Wir wollen diesem Kind als gläubige Menschen vorangehen. Den Inhalt dieses Glaubens wollen wir im folgenden Text aussprechen:

Ich glaube, daß da eine Welt Wirklichkeit werden kann, in der es für alle Menschen gut zu leben ist, und daß es auch meine Aufgabe ist, eine solche Welt zu schaffen.

Ich glaube, daß es für jeden Menschen Liebe, Gerechtigkeit, Vergebung und Frieden geben kann.

Ich glaube, daß die Freude das Leid überwinden wird, daß Liebe stärker ist als Haß, daß nicht der Tod das letzte Wort hat, sondern das Leben.

Dies alles glaube ich durch Jesus von Nazareth; Er hat mich sehen lassen, daß solch eine Welt, solch ein Leben möglich ist. Und daß es der Mühe wert ist, sich für eine solche Welt einzusetzen.

Ich will mein Leben dann auch auf ihn hin orientieren, ich will leben in in seinem Geist, weil ich glaube, daß ich dann anderen am meisten zum Heile diene und daß damit dem Glück anderer und meinem eigenen am besten gedient ist.

Aus diesem Glauben will ich leben, und ich hoffe, daß ich damit auch diesem Kind am meisten zum Heil bin.

... (die Bedeutung des Wassers)... Als eine sinnvolle Geste werden wir gleich Wasser auf das Haupt des Kindes gießen. Wasser hat immer eine zweifache Bedeutung. Es gibt Erfrischung und neues Leben. Der Mensch hat es nötig, um leben zu können. So kennen wir das Wasser. Aber wir wissen auch, daß Wasser gefährlich sein kann, daß es überschwemmen und vernichten kann, daß es regelmäßig Menschenleben fordert.

Und wenn wir als Christen oder als nächste Familienangehörige Wasser in die Hand nehmen und über das Haupt des Kindes ausgießen, dann legen wir selbstverständlich die positive Bedeutung zugrunde; dann sehen wir Wasser als einen Quell des Lebens, als etwas, das wachsen läßt und Erfrischung schenkt, als ein Element voller Lebenskeime.

Und soweit wir etwas für diese Kind bedeuten können, wollen wir wie Wasser sein, das Leben gibt. Denn bei allem guten Willen steht es nicht in unserer Macht, dieses Kind in jeder Hinsicht sicher und gut durch dieses Leben zu führen. Das Leben, in das dies Kind getauft wird, ist voller Risiken und Gefahren. Und wir, die wir hier beisammen sind, wollen versuchen dem vorzubeugen, daß das Leben dieses Kind überschwemmt und vernichtet oder daß es sogar darin untergeht. Wir wollen, daß es in diesem Leben zum Leben kommt und wächst, daß es reif und erwachsen wird.

... (Salbung)... Ol gibt Kraft und Stärke. Wir Erwachsenen haben hier — ohne daß das Kind auch nur etwas davon vermuten kann — zueinander und gegenüber dem Kind ausgesprochen, daß wir das Beste mit diesem Kind vorhaben. Hoffentlich wird es das selbst einmal feststellen, daß nur Leben aus Christus, Leben in seinem Geist, wirklich glücklich macht, daß er mit Recht "der Quell allen Lebens" genannt wird, daß er Kraft und Stärke gibt. Darum salbe ich jetzt...

II. Aus einer Eucharistiefeier in Venlo

Aus einer Eucharistiefeier mit dem Titel: "Arbeit an der Welt", die in einer Pfarrei in Venlo im Bistum Roermond zum diesjährigen Missionssonntag verteilt worden ist.

Als Thema war der Sendungsbefehl Mt. 28, 19 gewählt. In dem gesamten Text aber wird der Sendungsbefehl rein innerweltlich als Auftrag, die Welt bewohnbar und freundlich und friedlich zu machen, verstanden.

"Lesungen"

Als angebliche "Lesung aus dem Buche Genesis" werden z. T. groteske Paraphrasen einschließlich der Erwähnung der Mondfahrt von "Lunochod" ausgegeben. Die zweite Lesung bringt eine frei erfundene dichterische Klage über die Arglosigkeit des Mannes und seiner Frau im Umgang mit ihrer Freiheit und deren Mißbrauch, die zur Zerstörung und Verwüstung der schönen Erde führten. Der Text schließt mit folgenden Sprüchen:

Und Gott sieht, wie der Mensch und seine Frau ringen mit ihrem Auftrag; im Stich läßt er sie nicht, er verschafft ihnen die Kenntnis und die Mittel, um die Erde und den Raum zu beherrschen, die Vernunft, die Probleme zu lösen. Seinen Geist der Weisheit und des Verstandes, den Geist der Wahrheit und der Kraft, läßt er auf ihnen ruhen. Nein, Gottes Hand ist nicht zu kurz, um

zu retten, und sein Ohr ist nicht taub, zu hören. Er hat die Welt lieb und bleibt ihr treu; den Menschen und seine Frau aber läßt er frei, um treu zu sein ihrem Auftrag.

Das Glaubensbekenntnis

Ich glaube an einen Gott, den Vater, Schöpfer von allem, was existiert.

Ich glaube an den Sohn, Jesus von Nazareth, den Menschen, der alles getan hat, was menschlich möglich ist, um aus dieser Welt zu machen: — einen Garten von Friede und Freiheit, in dem Menschen einander nicht länger zerfleischen, in dem keine Rede mehr ist vom Recht des Stärksten, in dem Egoismus und Eigeninteresse weichen der Liebe und Sorge füreinander, in der Menschen einander sehen als Brüder und Schwestern.

Ich glaube an seine uneigennützige Liebe und Treue zu den Menschen; an seinen Mut, alles abzubrechen, was vermorscht und unbrauchbar ist.

Ich glaube an seine Entschlossenheit und Kampfeslust, an seine Überzeu-

gungskraft und Gewaltlosigkeit.

Ich glaube an seinen Geist, der trotz 2000 Jahren Mißlingens nicht tot ist, sondern uns auch jetzt noch inspirieren kann zum Arbeiten an der Rettung von Mensch und Welt.

Ich glaube an die Gruppe Menschen, die Jesus um sich versammelt hat, um fortzusetzen, was er begonnen hat, die Gruppe, die wir Kirche nennen.

Das Schlußgebet

nach dem kanonähnlichen "Tischgebet" lautet folgendermaßen:

Herr Gott, wir wissen noch, wie Jesus gesprochen hat über diese Erde, über Euch¹ und über alles, was menschlich ist. Etwas von seinen Worten und seiner Stimme ist uns bewahrt geblieben, viel ist verloren gegangen in dem Chaos des Lebens.

Wir bitten Euch, daß wir nicht versagen in unserer missionarischen Aufgabe in dieser Welt: uns selbst und einander immer neu bewußt zu machen von dem Inhalt Eures Auftrags: unterwirf, beherrsche und vollende meine ganze Schöpfung!

Wir bitten Euch auch für jene, die ausgezogen sind nach allen Sprachen, um dort in der Fremde an Eurem Auftrag zu arbeiten, in harter Dienstbarkeit,

in Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung.

Wir bitten für uns selbst, daß wir Eurer Stille nicht entfliehen, sondern Euch aussprechen, wo Ihr seid: Gott von ferne und nahebei.

¹ Der Übersetzer gibt wörtl. die im Holländischen übliche Anrede Gottes "U" mit "Ihr" etc. wieder.

Die Rotte Korahs . . .

Von Heinrich Drimmel

Aus "Die Furche" Nr. 1, 1. Januar 1971

Wir bringen von dem Aufsatz nur den Vorspann und den Abschnitt über gewisse "moderne" Theologen.

In seinem vierten Buch, in den Kapiteln 16 und 17, beschreibt Moses jene gefährliche Krise, die sein Volk in der Zeit zwischen dem Empfang der Zehn Gebote und der Bereitstellung zur Eroberung des Gelobten Landes bedrohte: die Empörung Korahs, Dathans und Abirams.

Die Rotte Korahs, ihre Ziele, Methoden und Typen sind eine Erscheinung, die nicht bloß in der biblischen Geschichte auftrat. Sie wird sich immer aufs neue wiederholen, solange es Menschen geben wird. In dem gleichnamigen Roman Hermann Bahrs analysiert der Zionist Doktor Beer dieses Phänomen so:

Eine Rotte der Anmaßenden, der Höhnenden, der ewig Mißvergnügten, der Gleichmacher, der Ehrfurchtslosen, die an keinen Unterschied der Menschen glauben. Moses bekam es in seinem Fall nicht etwa mit "Leuten aus dem Volke" zu tun, die auf dem langen Marsch durch die Wüste enttäuscht und aufrührerisch geworden wären; es waren Angehörige einer Elite, Leviten, sozusagen "intellektuelle Kleriker und Klerikale", die jenes typische J'accuse vortrugen: Warum der Moses? Warum der Aaron? Wieso? Warum gerade er? Warum nicht wir? Und was ist mit dem Land von Milch und Honig? Wo ist es? Was fließt? Nichts fließt.

Die Rotte der Theologen

Wer bei Moses, Numeri, Kapitel 16 und 17 nachliest, stößt an dieser Fundstelle auf jene intellektuelle Arroganz, die heute gewisse Theologen zum soundsovieltenmal reproduzieren, indem sie Intellektualismus anstatt Gläubigkeit verbreiten. Hier ist nicht von eher bescheidenen Kapazitäten wie Adolf Holl (Wien) die Rede, sondern zum Beispiel von Johannes Neumann, der das Verständnis der Kurie für Autorität einfach als "ständisch, absolutistisch und patriarchalisch" abtun möchte; von Hans Küng, der schlankerhand die "hypertrophe Autoritätskultur" als Hauptursache der "Beschädigung des Glauben" — wie er sie sieht — eruierte.

Diese und andere "theologische" Denkweisen zur Beseitigung einer Mentalität in der Kirche, die demnach "dem Menschen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fremd ist", legten der Kirche in weiterer Konsequenz die Rezeption eines bestimmten Demokratiemodells nahe. Ein Modell, das vor 250 Jahren zur Steuerung von Verhältnissen konstruiert wurde, die es seit der industriellen Revolution und dem Entstehen der Massengesellschaft vielfach nicht mehr gibt; das die unbedingte Ideologiegläubigkeit der Aufklärer und Revolutionäre des 18. Jahrhunderts voraussetzt und das den Kriterien der mathematischen Wissenschaften von heute in vielen Punkten nicht standhält; das von ehrlichen Demokraten als höchst reformbedürftig angesehen wird.

Indem die einen Theologen mit einer kranken Demokratie die nach ihrer Diagnose kranke Kirche kurieren möchten, ziehen die anderen im Geiste Jean Paul Sartres aus bestehenden Institutionen und Normen der Kirche aus. Vielfach wird — ganz im Gegensatz zur modernen Wissenschaft — verkannt, daß die Menschen auf die Dauer nichts gemeinsam tun können, ohne es nach vorgegebenen Regeln zu tun. Daß diese abgehobenen Regeln gegenseitigen Verhaltens einen Grundriß dauernder Einrichtungen, also Institutionen, ergeben. Daß gelehrte Verhaltensmuster den Menschen von quälendem Affektaufwand befreien und sein konkretes Handeln zeitneutral gültig machen. Für die Kirche sind das Einsichten, die ihr nicht erst die Wissenschaft des 20. Jahrhunderts eingab. Man hat aber den Eindruck, als fände an verschiedenen theologischen Fakultäten die Verkündung der diesbezüglichen Lehre gar nicht mehr statt oder als seien da und dort Lehrer am Werk, die ihren katholischen Glauben schon verloren haben.

Bekanntlich wußte sich Jehova angesichts des Tuns der Rotte Korahs nicht anders zu helfen, als daß er den Schlund der Erde auftat, die sie verschlang. In die Sprache des 20. Jahrhunderts übersetzt heißt das: jede Revolution verschlingt zuletzt ihre eigenen Kinder. Das aber ist eine für die übrigen Beteiligten kostspielige Mahlzeit. Denn: wie sieht die Welt aus, wenn sich die furchtbare Gewalt des Aufruhrs ausgetobt hat? Chateaubriand hat dieses "nachher" im Rückblick auf die Revolution von 1789 beschrieben, Pasternak nach der von 1917:

Es schien Chateaubriand, als habe eine Feuersbrunst in den Dörfern gewütet; sie waren armselig und halb zerstört; überall Schmutz, Staub, Mist, Trümmer, Schutt. Die Mauern waren beschmiert mit der Inschrift aus 1789: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod. Das Wort Tod hatte man nachher zu übertünchen versucht, aber es schimmerte immer wieder durch. Immer wieder.

Und Doktor Schiwago sah bei seiner Rückkehr nach Moskau die Hälfte aller Dörfer, die er durchwanderte, verwüstet, wie nach dem Durchzug feindlicher Truppen. Die Felder lagen verlassen da. Die Ernte war nicht eingebracht worden. Das waren die Folgen des Aufruhrs.

Im übertragenen Sinne ist das auch das Bild der Kirche in vielen Regionen ihrer heutigen Präsenz. Zumal dort, wo die Rotte Korahs durchzog. Aber die Kirche lebt, sie muß ihre Felder bestellen und ihre Ernte einbringen. Die Alternative "... oder den Tod" gilt für sie nicht. Zerstörungen, verlassene Baustellen mit halb demolierten oder halbfertigen Gebäude müssen aufs neue in Arbeit genommen werden. Jetzt, da der "totalen Illusionslosigkeit", wie sie die Rotte Korahs zu verbreiten suchte, die Desillusionierung folgt, ist produzieren besser als diskutieren: Engagement statt Exodus. Institutionalisierung statt Formlosigkeit. Auctoritas von Ewigkeit her statt Fremdautorität.

Nimm und lies

Von Eduard Kamenicky

Drei Erscheinungen in der Kirche dürften vielen Christen heute im besonderen Rätsel und Ärgernis sein: zunächst das Faktum einer Sturzflut unerhörter Lehren, Praktiken, Projekte und Ziele, die, obschon dem Christentum fremd, ja entgegengesetzt, als Momente einer umfassenden Reform der Kirche verstanden werden wollen; sodann die Tatsache der vermeintlichen oder wirklichen Duldung alles dessen durch die, die in Christi Kraft und Sendung die Kirche zu leiten haben; und schließlich die unfaßliche Leichtigkeit, mit der es gelingt, eine große Zahl von Gläubigen auf die Wege einer neuen Lehre und Lebensform hinüberzuziehen. Es ist dazu angetan, "wo möglich selbst die Auserwählten irrezuführen" (Mt. 24, 24). Dennoch müßten wir im Glauben auf diese Ereignisse gefaßt sein. "Seid auf der Hut", spricht der Herr, "seht, ich sage euch alles voraus" (Mk. 13, 23).

"Viele werden im Glauben irre werden, einander verraten und hassen. Falsche Propheten werden in großer Zahl auftreten und viele irreführen. Weil die Gottlosigkeit überhandnimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten. Wer aber ausharrt bis ans Ende, wird gerettet werden" (Mt. 24, 10—13). Ein Bild der Lage, mit wenigen Strichen gezeichnet, und doch prägnant und typisch. Dabei ist das "Unerhörte" gar nicht so singulär: tiefe Linien der Verbindung knüpfen diese Lage an das Los des alten Bundesvolkes. "Es gab im

Volke falsche Propheten, wie auch unter euch falsche Lehrer auftreten werden, die verderbliche Irrlehren einführen" (2. Petr. 2, 1). Das Wesen und Tun solcher Menschen ist freilich dunkel und schwer durchschaubar. "Abtrünnig sind die Gottlosen schon von Geburt", hören wir einmal, "schon vom Mutterschoß an gehen die Lügenredner irre" (Ps. 57, 4). Ohne Zweifel, ein Geheimnis für uns. Kennzeichen ihres Wirkens ist ein eigenartiges "Verschachern des Wortes" (vgl. 2. Kor. 2, 17), das "der Lehre Christi nicht treu bleibt" (2. Jo. 9), sondern, verquickt mit "Hintergedanken", auf ein "Verdrehen des Gotteswortes" hinausläuft (vgl. 2. Kor. 4, 2). Das Motiv solchen Tuns ist nicht zuletzt in einem radikalen Mangel an Verständnis für Geist und Gehalt der Botschaft zu suchen: sie "lästern alles, was sie nicht verstehen" (Jud. 10), ohne "Sinn für das, was Gottes ist" (vgl. Mk. 8, 33). Zu ihrer Methode gehört darum auch das Locken mit "hochklingender Weisheit" (Kol. 2, 8), "überwältigender Redekunst" (1. Kor. 2, 1) und "gewinnenden Worten menschlicher Einsicht" (1. Kor. 2, 4): "mit Schmeichelreden und Lobhudeleien verführen sie die Herzen der Arglosen" (Röm. 16, 18).

Hinter der Duldung solcher Kräfte durch die Kirche selbst kann sich sehr Verschiedenes verbergen. Zunächst das so schwer begreifliche Verstummen Christi im Angesicht von Bosheit und Lüge: "er aber schwieg" (Mt. 26, 63, Mk. 14, 61); der Verzicht auf den Widerstand (vgl. Mt. 5, 39), das Mitwachsenlassen des Unkrauts (vgl. Mt. 13, 30), die Herausläuterung jener, die Gott als sein Volk zuletzt anerkennt (vgl. Zach. 12, 7-9). Wir müssen aber auch an die tragische Rolle der Theologen denken, die sich im Wehruf des Herrn über die Schriftgelehrten spiegelt: "Ihr verschließt das Himmelreich vor den Menschen. Ihr selbst tretet nicht ein, und ihr laßt auch die nicht hinein, die eintreten wollen!" (Mt. 23, 13), und an die nicht minder verhängnisvolle Rolle von Hirten, die ihrer Aufgabe nicht gerecht werden: "Verlorenen Schafen gleicht mein Volk; ihre Hirten führen es irre, verleiten es zum Abfall ... " (Jer. 50, 6). Hat dieses Wort auch im Neuen Bunde Geltung? Muß an der Kirche "dies alles geschehen, damit die Schrift erfüllt werde" (vgl. Mt. 1, 22 u. o.)? Berührt uns die Stelle nicht ganz eigen, wo es beim Propheten heißt: "Entsetzliches, Schauriges geht vor sich im Land: die Seher weissagen durch Trug, die Priester aber klatschen in die Hände und mein Volk hat es gern so..." (Jer. 5, 30-31)? Und gibt nicht Jesus selber zu bedenken, was es wohl bedeute, wenn gerade "das Salz schal" (Lk. 14, 34) wird, wenn das "Licht" selbst "Finsternis" (Lk. 11, 35) ist?

Wie kommt es, so fragen wir uns, daß nicht wenigen im Volke solches gefällt? "Ich muß mich darüber wundern", sagt sogar Paulus, "daß ihr euch so schnell wieder abbringen laßt von dem, der euch durch die Gnade Christi berufen hat, und euch einer anderen Heilsbotschaft zuwendet, während es

doch keine andere gibt; nur daß gewisse Leute da sind, die euch verwirren und die Heilsbotschaft Christi verkehren möchten" (Gal. 1, 6—7). Wir gehen sicher nicht fehl, gerade darin ein gelungenes "Werk des Feindes" (vgl. Mt. 13, 28, 39) zu erkennen, der nie ruht und pausenlos am Verderben der Seelen arbeitet. Sind doch jene "Leute Lügenapostel, unredliche Arbeiter, die nur die Maske von Aposteln Christi tragen. Und das ist kein Wunder, denn der Satan selbst nimmt ja die Gestalt eines Lichtengels an. Da ist es denn nichts Erstaunliches, wenn auch seine Diener mit der Maske von Dienern der Gerechtigkeit auftreten" (2. Kor. 11, 13—15). Viele vermögen aber den "Ränken des Teufels" (Eph. 6, 11) nicht standzuhalten. "Unser Kampf gilt ja nicht Fleisch und Blut, sondern den Mächten und Gewalten, den Weltherrschern der Finsternis und den bösen Geistern in den Lüften" (Eph. 6, 12). Zweifellos: "das Geheimnis der Bosheit ist wirksam" (2. Thess. 2, 7).

Wie begreiflich wird es, wenn man diese Zusammenhänge bedenkt, daß jene Verführer den Glauben an die Geistmächte zu zerstören trachten! "Sie verachten die Herrschaft und lästern die Träger der Herrlichkeit" (Jud. 8), Gottes heilige Engel. Und weil Geist und Fleisch einander entgegen (vgl. Gal. 5, 17), darum ihr Lob des Fleisches, ihr Kult der Begierlichkeit. "Sie werden die Lust mehr lieben als Gott" (2. Tim. 3, 4). "Sie murren und klagen über ihr Schicksal und frönen doch nur ihren Lüsten. Sie führen hochtrabende Reden im Mund und schmeicheln ins Gesicht, wenn es Vorteil bringt" (Jud. 16). Darum auch ihre leidenschaftliche Hinwendung zur Welt; denn "jene sind von der Welt. Darum reden sie von der Welt, und die Welt hört auf sie. Wir sind aus Gott. Wer Gott kennt, hört auf uns; wer nicht aus Gott ist, hört nicht auf uns. Daran erkennen wir den Geist der Wahrheit und den Geist des Irrtums" (1. Jo. 4, 5—6). Kann man deutlicher sein?

Nach solcher Klärung der Lage bliebe nur noch die Frage nach den Grundsätzen des rechten Verhaltens in ihr zu beantworten. In auffallender Einmütigkeit warnt uns die Schrift vor dem Dialog. Er ist ohne Sinn und Segen, verwirrt bloß, vermehrt die Gefahr. "Hütet euch vor den falschen Propheten!" (Mt. 7, 15). "Haltet euch von ihnen fern!" (Röm. 16, 17). "Kommt einer zu euch, der nicht so lehrt, so nehmt ihn nicht ins Haus und bietet ihm auch nicht den Gruß. Wer ihm den Gruß entbietet, macht sich an seinem bösen Treiben mitschuldig" (2. Jo. 10—11). "Von solchen Menschen wende dich ab!" (2. Tim. 3, 5). "Meide ihn!" (Tit. 3, 10). "Bringe allen in Erinnerung und ermahne sie eindringlich vor dem Angesicht Gottes, sich auf keinen Streit um Worte einzulassen, was zu nichts nütze ist und nur zur Verstörung der Zuhörer führt (2. Tim. 2, 14). — Andere Imperative sind ebenso klar: "Traut nicht jedem Geiste! Prüft vielmehr die Geister, ob sie aus Gott sind!"

(1. Jo. 4, 1). "Halte fest an dem, was du gelernt und wovon du dich überzeugt hast" (2. Tim. 3, 14). "Gedenket der früheren Tage!" (Hebr. 10, 32). "Kämpft für den Glauben!" (Jud. 3). "Werft eure Zuversicht nicht weg!" ... Was euch nottut, ist geduldige Ausdauer!" (Hebr. 10, 35, 36). "Seid fest im Glauben, wie ihr es gelernt habt!" (Kol. 2, 7). "Betet im Heiligen Geist! Bewahrt euch in Gottes Liebe!" (Jud. 20, 21).

Gewiß, das sind nur Hinweise; knapp zusammengedrängt, wie es der Raum unserer Zeilen fordert. Aber in den Büchern der Bibel wartet die Fülle auf uns. Da ist Klarheit, Licht und Kraft. Da verrät jeder Satz die göttliche Handschrift. Da quillt jener Trost, den wir brauchen. Du zweifelst daran?

dish abit" (2. Tun. 3, b) spiceda had? (Tin. 3, 10); Brunger dies in Anisan rung and ermahan tet endresdah vor dem Angericht Garta, ich auf kenten

Nimm und lies!

Aus "Entscheidung", Nr. 25, Oktober 1971

Spanische Vereinigung für die lateinische tridentinische Messe

Die spanische Monatsschrift "Roca viva", Madrid, veröffentlicht in ihrem Dezemberheft folgenden Aufruf der "Unión pro Misa tridentina latina", Barcelona, Apartado 2168:

"Täglich größeres Ausmaß gewinnt der Zusammenschluß katholischer Priester und Laien der ganzen Welt, die, schmerzerfüllt über das Vergessen und die Zurückdrängung der lateinischen tridentinischen Messe des heiligen Pius V., des unzerstörbaren Dammes gegen alle Irrlehren und kostbaren Gefäßes der Heiligkeit, darum bitten, daß sie wieder anerkannt und praktiziert werde.

Auch in Spanien wurde eine Vereinigung mit demselben Zweck gegründet, die mit den anderen "Uniones" in der ganzen Welt — deren es allein in den Vereinigten Staaten bereits sechzehn gibt — zusammenarbeiten soll, was heute, wo die unbedeutendsten Dinge internationalen Charakter annehmen, für eine wirksame Arbeit notwendig ist.

Dieser Hinweis richtet sich an alle Katholiken, Priester oder Laien, die weder Anstrengungen noch Opfer scheuen wollen, um die Wiederherstellung der heiligen Messe des heiligen Pius V. auf lateinisch zu erreichen, für den Augenblick jedoch die öffentliche und feierliche Genehmigung zu unbehinderter Zelebration dieser Messe in der Hoffnung auf die endgültige Lösung.

Es genügt, ist aber andererseits unumgänglich, eine Zustimmungserklärung mit Angabe von Name und Adresse einzusenden. Diese Angaben werden geheim gehalten und nur die Anzahl der Zustimmungserklärungen den von anderen Nationen gesammelten beigefügt zu einer dringenden internationalen Petition an den Heiligen Stuhl um die dauernde Erhaltung der lateinischen tridentinischen Messe.

Zahlung von Mitgliedsbeiträgen oder irgendwelche andere Verpflichtungen sind nicht damit verbunden."

Wie wir aus Spanien erfahren, ist das Echo auf diesen Aufruf lebhaft und positiv. Bereits in den ersten Wochen gingen über zweihundert Briefe und ein Vielfaches an Unterschriften ein.

Sinn und Ertrag der Dritten Römischen Bischofssynode 1971

Zeugnis und Bestandsaufnahme des beigeordneten theologischen Sondersekretärs der Synode für Priesterfragen, Prof. Dr. M.-J. Le Guillou OP, Paris 1.

Übersetzung und Anmerkungen von Prof. Dr. Gerhard Fittkau

1. Irreführende Presseberichte

Hätte ich der Synode nur in der Presse 2 folgen können, wäre ich in die Irre geführt worden: Ihr Verlauf wäre mir reichlich unverständlich vorgekommen. Eine Tatsache allerdings hätte ich festgehalten und hätte mich aufmerken lassen: Die immer neuen Dementis, die die Voraussagungen der Information hinnehmen mußten. Ich hätte mich auch etwas über den Ton der voreiligen Urteile über diese Versammlung gewundert: Die Synode hätte keinen Einfluß auf die Zukunft, sie beruhe auf einer Theologie der Gegenreformation, sie bleibe hinter dem II. Vatikanum zurück, sie sei von der Angst beherrscht, insbesondere von der Furcht vor dem Sex, sie habe Kleinmut und Enge

1 P. Le Guillouist Professor an der theologischen Fakultät und Direktor des Höheren Instituts für ökumenische Studien des Institut Catholique, Paris, Mitglied der Internationalen Theologenkommission und beigeordneter Sondersekretär der 3. römischen Bischofssynode (Le Monde, 13. Nov. 1971, S. 10).

Über den Verlauf der Synode: "Regard sur le Synode" hat P. Le Guillou auch in "France Catholique" Nr. 1301, 19. 11. 1971, S. 13, geschrieben. Ergänzungen aus diesem Artikel sind im folgenden mit "Regard" zitiert.

² Der Verfasser denkt hier in erster Linie wohl an die französischen Zeitungen "Le Monde" und "Le Figaro" mit den beiden Starreportern Henri Fesquet und Abbé René Laurentin sowie an die Wochenblätter "Informations Catholiques Internationales" und "Témoignage Chrétien". Die gleichen tendenziösen Verdächtigungen und Entstellungen finden sich in den Reportagen und Abhandlungen der in Rom versammelten publizistischen internationalen Jesuiten-Lobby. Wie die meisten anderen "engagierten und enragierten" Journalisten arbeiteten sie eng mit der von Holland und Belgien gesteuerten IDOC-Propaganda-Zentrale und mit der von ihr belieferten und "inspirierten" "Operation Synode" zusammen. Man vgl. den infamen Bericht des P. John F. X. Harriot SJ, des stellvertretenden Schriftleiters der englischen Jesuitenzeitschrift "The Month" und "Herder Correspondence". A dierwoof the third Vericen Synod" in der Londoner The Times" von vertretenden Schriftleiters der englischen Jesuitenzeitschrift "The Month" und "Herder Correspondence": "A diary of the third Vatican Synod" in der Londoner "The Times" vom 30. 10. 1971 und den ebenso unsachlichen Artikel von Jan Kerkhofs SJ, dem Direktor des Brüsseler Dokumentationszentrums "Pro mundi vita", "Begin van een nieuw kerkbeleven" in der niederländischen Monatsschrift der Jesuiten "Streven", Dez. 1971, 227—239. Ganz im Sinne der von ihm betriebenen Agitation vor und während der Synode forderte Kerkhofs weit über die Empfehlungen der Synodalminderheit hinaus "kommunitäre Basisgruppen" der Lokalkirchen auf, sich die Freiheit zu revolutionären Initiativen eines pluralistischen "neuen Kirchenlebens" im Sinne der Ideologen des niederländischen Pastoralkonzils selbst zu nehmen. konzils selbst zu nehmen.

gezeigt 3. Wozu denn diese gehässige Hast, sie abzuwerten, sie zu etikettieren, sie zu katalogisieren, sie zu klassifizieren?

Woher kommt diese Enttäuschung? Vom Gesichtswinkel, von dem aus man vom ersten Tag an versuchte, die Synode zu plazieren?

2. Kardinal Höffners Relation

Man beginnt damit, uns einzureden, die Relation von Kardinal Höffner habe in der Synode das schwerste Unbehagen hervorgerufen. Er habe nichts von der Mentalität der Versammlung repräsentiert, die über seine Thesen aufgebracht gewesen sei 4.

Nun, für den, der die Synode von innen her erlebt hat, war es eindeutig, daß Kardinal Höffner 5 das Vertrauen der großen Mehrheit der Synodalen hatte. Dieses ist nie zurückgenommen worden, trotz aller Oppositionen. Die Wahl des Erzbischofs von Köln zum Rat der Synode mit der höchsten Stimmenzahl (122) ist dafür die unleugbare Bestätigung. Wenn man uns erklärt, dieses Votum habe nicht die geringste Bedeutung, wofür hält man uns eigentlich? Wenn man uns erzählt, der Kardinal habe aus Deutschland seinen im voraus redigierten Schlußbericht über die Diskussionen der Synode mitgebracht, einen Bericht, der erst um 4 Uhr morgens fertig geworden war, wo bleibt da die Objektivität? Wenn man weitere zusätzliche Indizien über die Einstellung der Synode haben will, genügt es, die Zusammensetzung ihres neugewählten Rats zu studieren ⁶.

Daß es für die Journalisten schwierig war, die Atmosphäre der Synode zu erfassen, verstehe ich leicht, aber warum haben sie die Intervention dieses oder jenes Synodalen hochgespielt, von der sie sicher wußten, daß sie nicht die geringste Resonanz in der Versammlung hatte? Warum hat man dagegen

^{3 &}quot;Angst vor allem, das sich rührt" ... "Angst vor den Erneuerungen des Geistes" (Regard).

⁴ Andere Kritiker erklären: "Die Synode hatte es nötig, sich zu bestärken und folgte einer beruhigenden Persönlichkeit, Kardinal Höffner, der alles in vorgefaßte Rahmen zurückführte" (Regard).

⁵ In "Regard" gibt Le Guillou Kardinal Höffner folgendes Zeugnis: "Da ich die Freude hatte, mit Kardinal Höffner zu arbeiten, kann ich Zeugnis geben für seine außerordentliche Dialogfähigkeit und Auffassungsgabe, die ich nicht in gerade sonderlichem Maße bei denen festgestellt habe, die aus dem Dialog eine Ideologie machen. Seine Diskretion, sein Takt, seine Demut, machen ihn zu einem Mann der Kirche, der von seinem Wesen her am Leben und der Sendung der Kirche teilnimmt."

⁶ In Regard berichtete Le G. von einem Synodalen, der nach der Wahl des Synodalrats überraschend erklärte: "Wir waren auf dem Holzweg, bis uns die Abstimmungen aufgeklärt haben. Da haben wir begriffen, wie relativ das gewesen ist, was man uns vorher gesagt hatte."

die Intervention von Kardinal Bengsch⁷, die so entscheidend in der Diskussion über den Zölibat war, in den Schatten gestellt?

Ich hätte einen dringenden Wunsch: Ein Historiker schriebe eine Studie über das Bild der Synode von 1971 in der Presse. Eine einfache Analyse der Ereignisse und ihrer journalistischen Unfälle, ein Vergleich der Berichte der verschiedenen Tageszeitungen wären höchst aufschlußreich. Aber setzen wir unsere Studie der Fakten fort.

3. Eine voraussehbare Orientation

In der ersten Abstimmung wurde der Text über das Priestertum durch mehr als Zweidrittel der Stimmen für 14 seiner 19 Vorschläge gebilligt. Darüber hinaus müßte man billigerweise noch herausstellen, daß zwei, wenn nicht drei von ihnen, die nicht die Zweidrittelmehrheit der Stimmen erhielten, eine Majorität der modi erhalten hatten, die dem Text unter dem Vorbehalt zustimmten, daß er noch stärker formuliert werde. Sie waren mithin mehr als approbiert. Der Text über die Gerechtigkeit hat bei der ersten Abstimmung nur für den Schluß die Zweidrittelmehrheit erhalten.

Die Grundorientierungen der Synode über die Frage des Priestertums — die einzige, die ich von innen her und in der Tiefe kenne — waren von den ersten Tagen der Synode an deutlich vorherzusehen. Um diese massive Tatsache nicht zu sehen, mußte man seine Wunschträume für Realitäten nehmen ⁸.

Von Anfang an hat die Synode bewußt Lehraussagen (formules doctrinales) über das Priestertum verlangt: Alle Versuche, sie von diesem Ziel abzubringen, waren vergeblich. "Es wäre ein Skandal, wenn es keine Lehraussagen gäbe", sagte einer der am meisten beachteten afrikanischen Bischöfe.

⁷ Auf diese Tatsache weist auch die französische Zeitschrift "Carrefour" vom 22. 12. 1971 hin und druckt ebenso wie "L'Homme Nouveau", Paris, 16. 1. 1972, S. 13, das Resumé des Presseamtes ab.

⁸ Gerade diese Freiheit der Synode gegenüber dem "vorfabrizierten", durch die Massenmedien abgesteckten Rahmen ihrer Zielsetzungen und ihres Verlaufs war die eigentliche Überraschung der Synode. Sie zeigte ein neues, nicht mehr einseitig europäisch geprägtes Gesicht ihrer Katholizität. "Es ist verständlich, daß die 'entwickelten' Länder mehr oder weniger unbewußt diesen Verlust ihres Einflusses schmerzlich empfinden" (Regard).

4. Prophetische Haltung

Gewiß kann man meinen, dieser Wille zur Aussage und Anerkennung der Wahrheit ist in unserer Welt von einem absolut rückschrittlichen Stil 9. Es geht nicht mehr, so versichert man uns, um die Wahrheit. Ich für meinen Teil glaube, die Haltung der Synode ist prophetisch gewesen. Es geht hier um die Wahrheit des Mysteriums Christi. Man sage nicht, eine solche Haltung stehe im Gegensatz zum Leben. Nichts wäre falscher. Es geht im Gegenteil darum, dem Leben den höchsten Dienst zu erweisen. Ich füge hinzu, die Synode hat von dem Priester kein "klerikales Image" entworfen, es sei denn, man möchte uns eine gewisse Theologie der Entklerikalisierung auferlegen. Die Absicht der Väter war schlicht theologisch und geistlich 10.

5. Die wesentlichen Punkte

An welche wesentlichen Punkte hat sich die Synode gehalten? Sie liegen alle in der Linie des Zweiten Vatikanums, wenn man dies nicht einseitig interpretiert. Die Synode hat einfach die Absicht gehabt, einige wichtigere Punkte des letzten Konzils im Dienst der Erfordernisse der Stunde zu präzisieren.

- a) Die Unentbehrlichkeit des priesterlichen Dienstamtes im Leben der Kirche. Die Kirche versteht sich nicht ohne seine dienstamtliche Struktur, die von den Aposteln hergekommen ist und an der in untergeordneter Weise die Priester teilhaben.
- b) Die spezifische Eigenart des priesterlichen Dienstamts, das immer Dienst der Sendung der Kirche ist. Die erste Aufgabe ist die Verkündigung des Wortes an alle Menschen. Dieser spezifische Charakter bestimmt die Beziehung zu den profanen und politischen Aktivitäten.
- c) Die Notwendigkeit des Priesters für die Feier der hl. Eucharistie. Das priesterliche Dienstamt bleibt immer um das Mysterium der Feier der Eucharistie polarisiert.

der gegenseitigen Verflechtung dieser Aspekte" (Regard).

^{9 &}quot;Man hat den Eindruck, daß in der modernen Welt alles in den Bereich der bloßen Meinung, der 'doxa' der Griechen, gezogen wird und daß es keinen Platz mehr für die Wahrheit gibt. Ist es noch möglich, eine objektive religiöse Information zu haben, die nicht der Spielball der Meinung ist . . .? Ich hoffe es, denn sonst müßte man zu dem Schluß kommen, der Bereich der Massenmedien sei das Feld des 'man', des Unpersönlichen, das jederlei Zweideutigkeit ausgeliefert ist." (Regard). Vgl. auch die Ansprache des Hl. Vaters in der Generalaudienz vom 5. 1. 1972 über die Hemmnisse auf dem Weg aus der Glaubenskrise, darunter über die "Desintegration der Vernunft durch die heutigen einseitigen Experimente des philosophischen Denkens, die zu einer Anfälligkeit gegenüber dem negativen Zweifel, gegenüber zerstörender Kritik, zu rein äußerlichen Teilsicherheiten führt"; Osservatore Romano. Ausg. in deutscher Sprache. 14. 1. 1972. S. 2. Romano, Ausg. in deutscher Sprache, 14. 1. 1972, S. 2.

10 "Die Forderungen der Väter waren zugleich lehrhafte, spirituell und missionarisch in

d) Die Dauerhaftigkeit des priesterlichen Dienstamts. Die Synode hat, um seine Sinnfülle zu unterstreichen, die traditionellsten Glaubens-aussagen über den priesterlichen Charakter wieder aufgenommen.

e) Die vorrangige Bedeutung des geistlichen Lebens für den

Priester, dessen Leben das Abbild des Lebens Christi sein muß.

f) Die Notwendigkeit einer Ganzhingabe des Priesters im Dienst der Kirche.

Wer in dem Buch von H. Küng: "Wozu Priester?" gelesen hat, hat schon begriffen, daß die Stellungnahmen prophetisch sind 11.

6. Revolte der Synode gegen die Formel für die Zulassung der "viri probati"?

Zur Sache dessen, was man die "Revolte der Synode" in der Sache der Formel für die Weihe verheirateter Männer genannt hat, gestatte man mir

folgende Bemerkungen:

Die Schwierigkeit bestand darin, eine Formel zu finden, welche nicht den fast einstimmig beschlossenen Satz 13 der Synode über das "Gesetz des Zölibats" — dieses Gesetz wird in vollem Umfang beibehalten (integre servatur) — sinnentleert. Diese Schwierigkeit verschärfte sich noch durch die Unmöglichkeit, konträre Formeln zu finden, welche ein Votum der Zustimmung (placet) oder Ablehnung (non placet) ermöglichten. Die Formel, die nach drei sehr mühsamen Versuchen angenommen wurde, um den Forderungen der Änderungsvorschläge (modi) gerecht zu werden, erschien hinreichend offen, offener, wenn man genau hinsieht, als die beiden Formeln, die sich schließlich durchgesetzt haben ½. Sie hätte mit einer hinreichend großen Einstimmigkeit angenommen werden können. Ihre Kritik, die von den Vorkämpfern der viel strengeren Position ausging, wurde spektakulär (avec fracas) durch die Synodalen unterstützt, die um jeden Preis das Priestertum verheirateter Männer durchsetzen wollten und die nicht gemerkt haben, daß sie so ihre eigene Niederlage besiegelten.

¹¹ Vgl. dazu die ebenso vornehme wie vernichtende Besprechung dieses Buches von H. Küng aus der Feder des Straßburger Altbischofs Weber in L'Eglise en Alsace, Jan. 1972, S. 75 ff., zit. in Documentation Catholique, Nr. 1601, 16. 1. 1972, S. 91—93. Zusammenfassend stellt der Rezensent als Grundmangel des Buches eine "défiance du réalisme", eine Verleugnung der übernatürlichen Wirklichkeiten, fest, die "zwar eine katholische Sprache bewahrt, um ihr aber Begriffe zu unterschieben, die nicht immer katholisch sind", a.a.O., S. 93 und S. 92.

¹² Die "offenere" Formel war ausgerechnet von den prominenten Vertretern der angeblich so engen römischen Kurie, den Kardinälen Felici, Samoré und Staffa vorgeschlagen und gerade deshalb von den kopfscheuen Protagonisten der "Offnung" überrannt worden.

7. Versagen Kardinal Duvals?

Man sagt, nach dieser Sitzung sei Kardinal Duval erledigt gewesen. Dann kennt man ihn schlecht. Er hat es vorgezogen, alle Meinungen, selbst in chaotischer Form, vorbringen zu lassen, um die Frage von Grund auf wiederaufzunehmen, auch wenn es ihm im Namen der Geschäftsordnung leicht gewesen wäre, die Debatten zu schließen 13.

8. Ein Irrtum der Interpretation

Ich möchte von mir aus eine entscheidende Bemerkung hinzufügen: Die Mehrzahl der abendländischen Kommentatoren machen bei der Synode einen Interpretationsfehler: Sie bleiben einer abendländischen Sicht einer Kirche verhaftet. Nach dem Konzil hat sich der Einfluß der Länder Schwarzafrikas, Asiens und Südamerikas verhaltensmäßig wenig bemerkbar gemacht. Seither sind Jahre verstrichen, und was sich schon auf den letzten beiden Synoden zu zeigen versuchte, hat diesmal seinen vollen Ausdruck gefunden. Die Kirchen der Dritten Welt sind mündig geworden: Die besten Interventionen nach ihren geistlichen und intellektuellen Qualitäten sind von Afrikanern, Asiaten und Südamerikanern gemacht worden. Es scheint, daß Europäer, die mit dem Munde gern von Entkolonialisierung sprechen, recht schlecht die Emanzipation der Völker Afrikas und Asiens hinnehmen.

9. Gewicht der Polen

Die Polen haben auch das Gewicht ihres Einflusses spüren lassen. Und die scheinbar paradoxe, aber bereits auf der letzten Synode wahrnehmbare Tatsache der Verbindung zwischen der "Zweiten Welt" und der "Dritten Welt" ist bedeutungsschwer für die Zukunft der Kirche¹⁴.

¹³ Vgl. den Brief Kardinal Duvales an die Gläubigen seiner Diözese in Algier: "(Die Präsidenten) haben auch um den Preis mancher Leiden sich konsequent daran gehalten, die Freiheit der Meinungsäußerung aller Mitglieder der Synode ohne Unterschied zu respektieren": Documentation Catholique, 16. 1. 1972, S. 83.

¹⁴ Der belgische Jesuit Jan Kerkhofs schämt sich nicht, in seinem Aufsatz den polnischen Primas Kardinal Wyszynski wegen des angeblichen "diktatorischen Tons" seiner Intervention gegen den agitatorischen Mißbrauch der Kommunikationsmittel mit deutlicher Spitze gegen Kardinal Suenens mit "einem katholischen Gomulka" zu vergleichen (Streven, 1971, S. 234). Er beruft sich für diese Diffamierung auf "gemäßigte Journalisten", die vermutlich aus der polnischen "Pax"-Lobby stammen, mit der IDOC und ICI (Inform. Cath. Intern.) zusammenarbeiten. Gegen diese illoyale Parteinahme in westlicher "katholischer" Publizistik hat Kardinal Wyszynski schon früher wiederholt mit Recht protestiert.

10. Kollegialität und Regionalismus

Die Kirche ist katholisch und die, welche die Kollegialität mit der mehr oder weniger bewußten Hoffnung, durch sie ihre eigenen Ansichten anerkannt zu finden, laut gepredigt haben (prôné), spüren von nun an, daß diese weltweite Kollegialität für die Entscheidungen der Kirche viel mehr Gewicht hat, als sie sich vorstellen konnten. Vor den Erfordernissen dieser universalen Communio der Kirchen sind manche versucht, ihre Zuflucht in einem Regionalismus zu suchen, den Kardinal Bengsch mit seiner gewohnten Klarsichtigkeit (lucidité habituelle) als anachronistisch gebrandmarkt hat.

11. Treue der Kirche zu ihrer Sendung

Ich verstehe sehr gut, daß die Synode für die abwegig war, die sie nach ihren eigenen kleinen Maßstäben taxieren wollten. Es handelte sich diesmal weder um Progressismus noch um Konservatismus. Es ging wesentlich um die Treue der Kirche zu ihrer Sendung. Es handelte sich um die prospektive Haltung einer Kirche, die sich ihrer Identität bewußt ist und sich zu ihr bekennen will.

12. Die Geschäftsführung der Synode

Man hat gesagt, die Synode habe ihre Geschicke nie in den Griff genommen. Nichts ist weniger wahr. Gewiß, manche Interventionen haben die Errichtung von gewählten Kommissionen gefordert, aber andere Interventionen haben verlangt, daß man sich an die Geschäftsordnung der Synode halte. Das Präsidium hat eine strenge Objektivität gewahrt, allen Pressionsversuchen widerstanden und ein serenes Urteil bewahrt.

13. Arbeitsmethode und Termin

Die Arbeitsmethode sollte gewiß verbessert werden. Wer bestreitet das? Aber ist es so leicht, die konkreten Modalitäten dafür zu finden? Ein Experte internationaler Organisationen sagte mir, die gleichen Schwierigkeiten gäbe es in allen großen Versammlungen. Ich habe trotzdem die Zuversicht, daß sich die Verbesserungen finden werden. Vielleicht ist es im übrigen zu mühsam, alle zwei Jahre eine Synode zu versammeln. Könnte eine Vorbereitung z. B. über vier Jahre hin nicht fruchtbarer sein?

Alles in allem: sehr positive Ergebnisse werden von dem synodalen Erlebnis ausgehen, dessen wahres Gesicht ich einfach aufdecken wollte. Wir stehen allerdings erst noch vor ihren Verheißungen.

ADVENIAT 1971

von Joachim Zimmermann

Der kritischen Betrachtung wert dürfte die von der "Bischöflichen Aktion ADVENIAT" (43 Essen, Bernestr. 5) für 1971 herausgebrachte Werbeillustrierte sein. Sie trägt auf der Titelseite das Motto "Hilfe, die verändern hilft". Im folgenden wird auf einige Einseitigkeiten und Zweifelhaftigkeiten hingewiesen, von denen nicht angenommen werden kann, daß sie die Billigung des deutschen Gesamtepiskopates finden. Es sei gleich im voraus gesagt, daß in dem Blatt, welches in allen Kirchen der BRD zum Mitnehmen auflag, eine links-progressistische Linie bestimmend ist.

So wird von "ministros" und "delegados" - also von Laienkräften im lateinamerikanischen Katholizismus - geredet, die als "beauftragte Vertreter der Gemeinde" hingestellt werden, z. B. für die kirchliche Trauung, und die als künftiger Klerus bezeichnet werden, als ob in der katholischen Kirche alle Gewalt vom Volke ausginge, nicht aber in hierarchischer Ordnung von Christus. Mit Sicherheit prophezeit man: "Die Gemeinde selber wird den Priestertyp bestimmen, den sie nötig hat - zölibatär oder verheiratet." Schon gilt als ausgemacht, daß von unten her ein gerade eben lese- und schreibfähiger Klerus - natürlich in der Regel verheiratet - entsteht, und zwar ein priesterlicher Klerus: "Unser Ziel ist nicht der Diakonat. Diese Arbeit leisten zufriedenstellend die Ministros. Wir wollen bei uns keine Kaste von Miniklerikern." Ich bestreite ja nicht, daß der Papst die Weihe von Verheirateten zu Priestern erlauben kann, wie er es schon hinsichtlich der Diakonenweihe tut, aber hat nicht die letzte römische Bischofssynode entschieden die Beibehaltung des ehelosen Priesters verlangt und mehrheitlich auch die Ordination Verheirateter zu Priestern abgelehnt? Ich weiß um die Klerusnot in Lateinamerika, aber kann man so tun, als gehöre dort der um des Himmelreiches willen unverheiratete katholische Geistliche gleichsam der Vergangenheit an? In einem kurzen Hirtenwort bemerkt Joseph Kardinal Höffner: "Während in Köln auf 1610 Priester 215 Seminaristen kommen, also auf acht Priester nur einer, kommen in Brasilien auf etwa 7000 einheimische Priester 2600 Seminaristen, d. h. auf drei Priester ein Seminarist. Hier liegt die Hoffnung der Kirche Brasiliens, und die Kirche Kölns trägt diese Hoffnung mit"1. Von solcher Hoffnung auf einen "normalen" Klerus weiß die Werbeillustrierte natürlich nichts zu berichten.

¹ "Kirchl. Anzeiger f. d. Erzdiözese Köln" vom 15. 12. 1971.

Ist etwa der in dem ADVENIAT-Blatt so positiv herausgestellte brasilianische Bischof Dom Waldyr Calheiros, der betont den politischen Kurs der Kollision mit dem Staat fährt, repräsentativ? Bezeichnend ist schon die äußere Aufmachung dieses Oberhirten: "Wer ihm auf der Straße begegnet, kann ihn für einen Arbeiter halten, der von der Schicht im Stahlwerk kommt." Bereits in der Juli-August-Nummer von "Echo der Liebe" (4/1971) äußerte "Speckpater" Werenfried van Straaten: "Todmüde, aber getröstet bin ich von meiner jüngsten lateinamerikanischen Reise heimgekehrt. Mit Freude habe ich feststellen können, daß die bittere und negative Berichterstattung über die dortige Kirche übertrieben und nicht selten falsch ist. Trotz Fehlern, Unzulänglichkeiten und scheinbar unlösbaren Problemen ist die Lage hoffnungsvoll, weil es dort eine Menge heiligmäßiger und charismatischer Persönlichkeiten gibt, die in der Kraft Gottes das Antlitz dieses Kontinentes erneuern. Wo Heilige leben, überlebt die Kirche... Während es immer mehr zur Unsitte wird, der Kirche nur noch humanitäre und soziale Aufgaben zuzuschreiben und sie zu einem Exekutivorgan für rein menschliche Projekte zu degradieren, sind wir stolz darauf, mitwirken zu dürfen bei der Durchführung der Pläne Gottes. Ihr wißt, ... daß wir nicht beauftragt sind, zuerst die Wirtschaft, sondern vielmehr das Leben Christi in den Herzen der Menschen zu sanieren. Daß wir nicht berufen sind, Revolutionen zu entfesseln, sondern alle Völker zu lehren, was der Herr uns aufgetragen hat. Daß wir zuerst das Reich Gottes suchen sollen und daß alles übrige uns dazugegeben wird. Dieses ,übrige' ist zwar sehr wichtig, aber es nicht das Allerwichtigste." Und über den Kardinal von Rio de Janeiro schreibt P. Werenfried: "Er glaubt, es wäre für Kirche und Gesellschaft besser, wenn die Priester mit derselben Überzeugung über die Bekehrung zu Gott wie über die Anderung der Strukturen sprechen würden. Er weigert sich, die Frohbotschaft Christi unter dem Druck lautstarker Kontestatoren zu fälschen. Er hält es für falsch, eine Einzelgruppe als Maßstab des priesterlichen Apostolates gelten zu lassen." Nun, einen solchen Kardinal sucht man in der Werbeillustrierten ebenso vergeblich wie etwa den ausgeglichenen Brasilianer Dom Geraldo Sigaud, Erzbischof von Diamantina, für den die Evangelisation immer an erster Stelle steht, der aber auch durch Schaffung von Schulen, Hospitälern, Agrargenossenschaften und Fabriken genau das leistet, was als ADVENIAT-Losung für 1971 ausgegeben wurde: "Hilfe, die verändern hilft".

"Auch Zoilo Martinez aus Namacigue ist so ein Delegado... Aber eben nicht nur Delegado für Katechese und Wortgottesdienst, sondern gleichzeitig gewählter und anerkannter 'leader' seiner Gemeinde im sozialen Bereich. Nicht umsonst hat er sich durch katechetische und pastorale Kurse, durch

die COLMENA — das Sozialinstitut des Bistums (Choluteca/Honduras) gepaukt. Und im vergangenen Jahr war es dann so weit. Mit 500 Campesinos besetzte er seit Jahren brachliegendes Land. Als er verhaftet wurde, erzwang die demonstrierende Campesino-Liga vor dem Gefängnis seine Freilassung." Der zuständige Bischof (Marcello Guérin) "billigt die illegale Landbesitznahme nicht", unterstützt sie aber moralisch. Das ADVENIAT-Blatt hätte auf das sonst so gerne angeführte Vaticanum II verweisen sollen: "Die Überführung von Gütern in Gemeineigentum kann nur von den zuständigen obrigkeitlichen Stellen entsprechend dem, was das Gemeinwohl fordert, und in dieser Begrenzung sowie gegen billige Entschädigung erfolgen" 2. Dem entspricht auch "Populorum progressio"3. Ist es verwunderlich, wenn derartige ADVENIAT-Werbung Mißtrauen wachruft? Als Beispiel zitiere ich aus einem an mich gerichteten Brief: "Da man bei den heutigen Begriffen von Treu und Glauben wirklich nicht davor sicher ist, daß von unseren Spenden für ADVENIAT vielleicht Waffen für Tupamaros und ähnliches Gesindel gekauft werden, bin ich Ihnen besonders dankbar für Ihren Hinweis in der Presse auf den Erzbischof von Diamantina ... "4

Und ist vielleicht die in der Illustrierten abgebildete und gepriesene "Hausmesse bei Donna Anna" typisch für lateinamerikanische Pastoral? Nein, denn die überwältigende Mehrheit der südamerikanischen Priester lehnt die Zelebration des eucharistischen Opfers im kurzärmeligen Hemd und in der Form einer eher profanen, gewöhnlichen Mahlzeit durchaus ab, auch wenn es sich um Gruppenmessen handelt. Die auf derselben Seite im Photo dargebotene Macumba-Zeremonie wirkt - verglichen mit diesem elend depravierten Meßritus, sofern man überhaupt noch von einem solchen reden kann - nachgerade erhaben und sakral. Wer so mit der hl. Eucharistie umgeht und dafür auch noch Propaganda macht, der leistet wohl "Hilfe, die verändern hilft", aber diese Veränderung führt zur Zerstörung des Glaubensbewußtseins von der kostbarsten Hinterlassenschaft Christi. Kein Wunder, daß sich solche Frevel in der Diözese des oben schon erwähnten Dom Waldyr Calheiros (Barra do Pirai — Volta Redonda) abspielen!

Ich meinte, zu diesen fatalen Tendenzen eines mit ADVENIAT-Geldern (bzw. "aus den anfallenden Zinsen") finanzierten Werbeblattes nicht schweigen zu sollen - und zwar deshalb, weil ich so sehr für das rechte Anliegen dieses großen Hilfswerkes engagiert bin.

² "GAUDIUM ET SPES", 71. ³ 23.

⁴ Erzbischof Geraldo Sigaud (Diamantina, Brasilien) unterhält folgende deutsche Spendenkonten: Dresdner Bank, Fil. Bonn, 1195200; Postscheckkonto Köln 2190 60.

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Der Papst genehmigt die traditionelle lateinische Messe in England

Papst Paul VI. hat Erlaubnis erteilt, daß die traditionelle Form der lateinischen Messe, die als tridentinischer Ritus bekannt ist, in England und Wales bei speziellen Gelegenheiten mit Zustimmung der örtlichen römisch-katholischen Bischöfe benützt wird.

Dieses Zugeständnis erreichte Kardinal Heenan, Erzbischof von Westminster, bei einer ihm kürzlich vom Papst gewährten Audienz. Die Nachricht davon wurde an Vereinigungen wie die Latin Mass Society weitergeleitet, welche um das Recht zur Bewahrung der tridentinischen Form gekämpft hatten.

Der Papst soll, wie verlautet, erklärt haben, daß diese Erlaubnis nur erteilt werden solle "unter der Voraussetzung, daß jede Gefahr der Spaltung dabei vermieden sei".

Das "Catholic Information Office" interpretierte dies in dem Sinn, daß der tridentinische Ritus nicht in parteiischer Weise oder als Zeichen des Protests gegen den neuen Ritus benützt werden dürfe.

Kardinal Heenans Schritt beim Papst in dieser Sache erfolgte nach der Veröffentlichung eines offenen Briefes im vergangenen Juli, der von vielen nichtrömisch-katholischen Künstlern, Musikern und Intellektuellen unterzeichnet war. Der Brief machte geltend, daß der tridentinische Ritus — so benannt nach dem im 16. Jahrhundert abgehaltenen Konzil von Trient — eine der grundlegenden Kunstformen der europäischen Kultur war, auf der viele Meßkompo-

sitonen großer klassischer Komponisten basierten. Das Verschwinden dieses Ritus, so klagten sie, würde das kulturelle Leben ärmer machen.

"The Times" (London), 2. 12. 71

Zur Ergänzung bringen wir aus einem Bericht über diese Angelegenheit im "Courrier de Rome" vom 10. Januar 1972 in der Übersetzung von Dr. Andreas Schönberger noch folgenden Abschnitt:

Nach seiner Rückkehr nach London schrieb Kardinal Heenan unter dem 22. 11. 71 folgenden Brief an den Vorsitzenden der "Latin Mass Society", Houghton-Brown:

"Ich danke Ihnen für Ihren Brief. In der letzten Bischofsversammlung habe ich über meine Privataudienz bei Papst Paul berichtet. Ich habe auch meinen Kummer darüber zum Ausdruck gebracht, daß manche Katholiken, die gegen die Liturgiereform sind, sich gegenüber dem Papst in beleidigender Weise geäußert haben. Indessen habe ich die Versammlung wissen lassen, daß ich Sympathie für jene Katholiken habe, die bei aller Annahme der Reformen ein gewisses Heimweh nach dem alten Ritus empfinden. Der Papst hielt diese Haltung nicht für unvernünftig und möchte den gelegentlichen Gebrauch des Römischen Meßbuchs (gemäß dem Dekret von 1965, geändert 1967) nicht absolut untersagen, vorausgesetzt, daß jede Gefahr einer Spaltung vermieden wird. Ich bin damit einverstanden, daß in meiner Diözese der alte Ritus bei besonderen Anlässen benutzt wird."

Am 28. 11. 71 antwortete der Vorsitzende der "Latin Mass Society" dem Kardinal und dankte ihm für diese Erlaubnis. Gleichzeitig gab er aber der Verwunderung darüber Ausdruck, daß man die Messe Pius V. "erlaubt", obwohl sie nie verboten war. Es heißt dazu in seinem Schreiben: "Die Auffassung unserer Vereinigung ist, daß der gewohnheitsmäßige Gebrauch des römischen Ritus legal nicht untersagt werden kann. Der Papst hat die Bulle 'Quo Primum' nie außer Kraft gesetzt, genausowenig wie die Ansprüche aus einer

uralten Gewohnheit. Das sind die beiden Rechtstitel, die den Priestern einen beständigen Anspruch darauf verleihen, öffentlich oder privat das Römische Meßbuch zu benutzen, wie es Pius V. festgelegt hat."

Das Bulletin der Vereinigung fordert die Pfarrgeistlichkeit auf, keine "besondere Gelegenheit", das Missale Romanum zu benutzen, vorübergehen zu lassen, zumal die Erlaubnis, die Messe nach dem Ritus Pius V. zu feiern, auf ganz England und Wales ausgedehnt wurde, bis man "eines Tages ein feierliches Dankhochamt in der Kathedrale von Westminster abhalten kann".

Der Kongreß der "Silencieux" zur Liturgie

Am ersten Tag des Straßburger Kongresses der "Schweigenden in der Kirche" (6. November 71) fand neben dem Europäischen Kolloquium katholischer Intellektueller und einem Forum über das Priestertum ein weiteres Forum über die Liturgie statt, das von etwa sechshundert Kongreßteilnehmern besucht war. Die Leitung lag in den Händen von Una Voce Frankreich unter ihrem Vorsitzenden Henri Sauguet.

Aus dem Bericht von Georges Cerbelaud Salagnac

"Einigung über das Wesentliche" ist gleichsam die gebieterische Parole der "Schweigenden in der Kirche".... Dieses "Wesentliche" wurde für den Straßburger Kongreß in vier Punkten definiert. Davon lautet Punkt 4 folgendermaßen:

Das Wesentliche ist die sakramentale Okonomie, wie die Tradition der Kirche und die Konzilien sie von Christus empfangen, bewahrt, weiterentwickelt

und ausgearbeitet haben, und zwar speziell das Bußsakrament, das Amtspriestertum, das gewisse Leute verunstalten, manche sogar leugnen wollen, und vor allem das heilige Meßopfer.'

Das Wesentliche für unsere heutige Veranstaltung ist also zunächst und vor allem das heilige Meßopfer. Spätestens seit dem 4. Jahrhundert wurde in der abendländischen Kirche das heilige Meßopfer auf lateinisch gefeiert; deshalb nennt man diese Kirche die lateinische Kirche. Über die geschichtlichen Gründe dieser Wahl, über die Entwicklung in den folgenden fünfzehnhundert Jahren und über die unermeßlichen Segnungen der Verwendung dieser einen Sprache für die ganze katholische Welt - abgesehen von den orientalischen Riten will ich mich hier nicht verbreiten. Andere haben das auf ausgezeichnete Weise

Es sei mir hier nur erlaubt zu erwähnen, daß in jüngster Vergangenheit ein Papst, der ein überzeugter Verfechter des Latein war, seine vier wesentlichen Eigenschaften mit Nachdruck hervorgehoben hat: Das Latein ist eine fertige Sprache, die die Integrität des Dogmas verbürgt; es ist eine heilige, Gott vorbehaltene Sprache; es ist eine universale Sprache, die die Katholiken aller Länder vereint (das horizontale Band), und eine traditionelle Sprache, die die Katholiken aller Zeiten vereint (das vertikale Band). Dieser Papst war Johann XXIII., den man uns immer als den Pionier der ,volkssprachlichen' Reform hinstellen möchte. Seine apostolische Konstitution ,Veterum sapientia', die Papst Paul VI. noch in seiner Ansprache vom 26. April 1968 an die Preisträger des XI. Certamen Vaticanum zitierte, schreibt vor, ,daß der alte und ununterbrochene Gebrauch des Latein in vollem Umfang erhalten und dort, wo er fast außer Brauch geraten ist, wiederhergestellt werden soll'.

Bekanntlich erhob sich infolge der Erlaubnis des Zweiten Vatikanischen Konzils zum Gebrauch der profanen Sprachen in der Liturgie (mit Einschränkungen, die sich bald als illusorisch erwiesen) eine wahre Sturmflut, die das Latein beinahe mit einem Schlag hinweggeschwemmt hätte; damit begannen alle die Zerstörungen, denen wir uns immer noch mit Staunen gegenübersehen. Denn das Latein stellte für die Zerstörer die erste Befestigung dar, die es einzureißen galt, um das Zentrum der Festung erreichen zu können. Dies kann nicht oft genug wiederholt werden. Die Zerstörung des Latein ermöglichte es, das Dogma, das Sakrale, die Universalität und die Tradition der Kirche zu treffen und damit das feingesponnene Programm jener Maffia zu verwirklichen, die ihre Parolen aus den Werkstätten der allgemeinen Revolution bezieht. Wobei die ahnungslosen, naiven Komplizen dieses Programms selbst seine ersten Opfer sind.

Wer noch daran zweifelte, brauchte

nur einen Blick auf die Übersetzungen des lateinischen Textes des Neuen Ordo zu werfen, die uns zugemutet werden. Diese angeblichen Übersetzungen (sind sie von Rom gebilligt?) wimmeln von offensichtlichen Häresien, mit denen man uns anstecken will.

Um der verheerenden Sturmflut Widerstand leisten zu können, gilt es, die Messe wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten, koste es, was es wolle. Unsere katholische Messe. Ganz auf lateinisch. Es gibt keine andere Lösung.

Das Zweite Vatikanische Konzil erlaubte wie gesagt den profanen Sprachen die Beteiligung an der Liturgie. Es kann also jetzt Eucharistiefeiern in jeder der etwa 2500 heute auf der Welt gesprochenen Sprachen geben. Doch nur unter der absoluten Bedingung, daß, der Gebrauch der lateinischen Sprache, unbeschadet speziellen Rechtes, in den lateinischen Riten erhalten bleiben muß'. Ferner unter der absoluten Bedingung, daß die Gläubigen auch die Teile des Ordinariums, die ihnen zukommen, in lateinischer Sprache mitsammen sprechen oder singen können' und unter der absoluten Bedingung, daß, die Kirche den gregorianischen Gesang als den eigentlichen Gesang der römischen Liturgie anerkennt' und daß, deshalb er bei den liturgischen Handlungen den ersten Platz einnehmen muß'. Dies bedeutet, daß das Normale die Verwendung des Latein ist, die Verwendung der profanen Sprachen aber die Ausnahme. Einige Kirchen, die dem revolutionären Klima zu widerstehen wußten, haben das genau verstanden. Es sind deren leider wenige.

Man hat zu unterscheiden zwischen den gelesenen oder rezitierten und den gesungenen Teilen der Messe. Unter dem Vorwand von Konzessionen an den gregorianischen Choral, dessen Schönheit — rein im Dienst des Gebetes — man doch nicht gut leugnen kann, gestattet man da und dort (ich spreche von Frankreich) die Beibehaltung gregorianisch gesungener Teile, fordert dabei jedoch die Verwendung des Französischen — oder des Bretonischen oder Okzitanischen oder Baskischen oder vielleicht auch des Elsässischen, ich bin da nicht im Bilde — für die gelesenen Teile. Ein Teil unserer Freunde gäbe sich, in dem Wunsch nach einer Versöhnung der beiden Thesen in ein und derselben Meßfeier, gerne mit diesen Konzessionen zufrieden, die zur Zeit in verschiedenen Diözesen häufiger zu werden scheinen.

Gewiß ist das Erreichen dieser Wiederherstellung des Propriums in gregorianischem Choral in einer sonst volkssprachlichen Meßfeier an Stelle moderner Liedchen in hohem Maße ermutigend! Doch man darf sich damit nicht zufriedengeben. Ich bin der Erste, der die absolute Überlegenheit des gregorianischen Chorals und auch der sakralen Polyphonie empfindet und propagiert. ... Doch es gibt außerdem noch das ,Gebet schlechthin' der römisch-katholischen Kirche, nämlich den in der heiligen, durch eine fünfzehnhundertjährige Tradition festgelegten Sprache formulierten Kanon der Messe. Ebenso wie der Choral gehört auch er zu unserm Gebet. Gelesene bzw. rezitierte Teile der stillen Messe und des Amtes und gesungene Teile sind von einander nicht zu trennen. Sie bilden ein Ganzes, das man nicht auseinanderteilen kann. Selbst dann nicht, wenn die Übersetzungen in die Profansprache untadelig wären.

Akzeptieren wir diese zweisprachigen Kompromisse als endgültige Lösung, so wird über kurz oder lang der bekannte Prozeß des Annagens von neuem beginnen. Der lateinische Meßgesang kann nur dann bestehen bleiben, wenn er sich fest auf die ganz lateinische Messe stützt. Behalten wir das immer im Auge.

Wir sind die Erben von fünfzehn Jahrhunderten lateinischen Christentums, welche in der römischen Tradition die Lehre Unseres Herrn Jesus Christus unversehrt bewahrt haben. Wir haben die Verpflichtung, dieses Erbe unverstellt an unsere Kinder weiterzugeben, die auf uns schauen, weil sie Durst haben nach Glaube, Wahrheit, Liebe und Leben!"

Aus der Diskussion

Gleich als erstes wurde die Frage gestellt, welchen Standpunkt die Una Voce bezüglich der sogenannten Messe des heiligen Pius V. einnehme. Georges Cerbelaud Salagnac antwortete:

"Wir sind innerhalb der achtzehn Landesvereinigungen der Internationalen Föderation Una Voce zu folgender Einigung gelangt: Wir kämpfen für die Aufrechterhaltung der sogenannten Messe des heiligen Pius V. als einer der in der römischen Liturgie anerkannten Formen.

Falls man zwar bereit ist, uns eine lateinische Messe zuzugestehen, jedoch auf der sogenannten Messe Pauls VI. besteht, machen Sie wenigstens zur Bedingung, daß man Ihnen den Römischen Kanon läßt....

Letzten Endes wird es Sache der Bischöfe in jeder Diözese sein, die Entscheidung über die Messe zu treffen. Es gilt also für jeden für uns, unsere Bischöfe zu überzeugen.

In dem ungewöhnlichen Pluralimus, den wir erleben, den man uns aufzwingt, schiene es paradox, wenn die einzige verbotene Messe die wahre Messe wäre, während allenthalben ein jeder zelebrieren kann, was er will."

Ansprache von Pierre Debray

Nach Louis Salleron, der wie immer schlagend und mit unbestechlicher Logik sprach, ergriff Pierre Debray, der Gründer und Leiter der "Silencieux", das Wort.

"Ich entstamme einer antiklerikalen Arbeiterfamilie aus der Vendée. Durch das Beispiel eines Philosophieprofessors, der mir das Bild eines Christen vorstellte, bin ich katholisch geworden. Ich war noch ein ganz neuer Katholik, zu Anfang des Vierzigerkrieges, und besuchte täglich die Messe in der Kapelle der Klarissen, und da ich immer in der Messe war, glaubten die Klosterfrauen, ich könne auch ministrieren, was ich sehr schlecht tat. Immerhin ministrierte ich einige Wochen lang, und zwar einem deutschen Offizier, einem Pfarrer der Wehrmacht, der dort jeden Morgen auf lateinisch seine Messe las.

Nun bedenken Sie bitte, vor allem die von Ihnen, die in meinem Alter sind: Wie wäre es gewesen, wenn dieser deutsche Offizier seine Messe auf deutsch gelesen hätte — glauben Sie, ich hätte mich dabei besonders wohl gefühlt?

Doch wir waren vereint in der universalen Sprache, die über unser Denken und Fühlen hinausging; das Latein machte es uns möglich, uns zu vereinen. Daran muß man sich auch erinnern!

Deshalb finden wir mit 'Una Voce', daß es unsere Pflicht ist, mindestens eine lateinische Messe in den Hauptpfarreien unserer Städte zu fordern, und dies ist um so wesentlicher, als die Übersetzung ins Französische und in andere Sprachen immer neben den lateinischen Text gedruckt werden kann, wie bisher auch!

Ich möchte hinzufügen — und ich werde es morgen in Ihrem Namen sagen —, daß es gleichermaßen unentbehrlich ist, daß alle die Katholiken, die ganz legitim an der Messe des heiligen Pius V. hängen, diese weiterhin mit Priestern, denen sie ebenfalls am Herzen liegt, feiern können.

Als der heilige Pius V. diese Messe vorschrieb, erlaubte er bestimmten Diözesen und Orden, ihre alte Liturgie zu behalten.

Auf dem Weg über die Liturgie kann man den "sensus fidei" verbiegen. So macht man es jetzt, um aus der Messe ein bloßes Mahl zu machen und bei den Gläubigen Schritt für Schritt die Grundlagen des christlichen Lebens zu zerstören. Wir müssen alles sehr ernst nehmen, was an die Liturgie rührt!"

Aus der Ansprache des Direktors des Straßburger Konservatoriums, Louis Martin

"Als Abschluß meines Studiums wollte ich mehrere Monate in Solesmes verbringen. Unvergeßlich ist mir Pater Gajard. Ich leite ein Konservatorium, das seinen gregorianischen Gesang beibehalten hat; das ist unsere Ehre hier in Straßburg. Und ich bin einer von den wenigen Laien, die im Chor der Abtei von Solesmes das Wort ergreifen durften. Ich wandte mich dabei an die verehrten Patres und sagte ihnen, wie sehr wir auf sie zählen, die noch die Zeugen der Liturgie, des liturgischen Gesangs sind. Danach kam P. Gajard, der nicht mehr jung, aber sehr impulsiv ist, zu mir und umarmte mich: ,Mein lieber Freund, die Volkssprache der Kirche ist ja das Latein!

Vor kaum drei Monaten mußte ich hier in Straßburg an der Beisetzung einer ziemlich bedeutenden Persönlichkeit aus dem Europarat, eines Italieners, teilnehmen. Neben mir war die Frau des englischen Generalkonsuls, eine Anglikanerin, und ein paarmal stieg mir die Röte ins Gesicht im Lauf dieser volkssprachlichen Beisetzung. Der Punkt, an dem ich wirklich rot wurde, war an der ehemaligen Stelle des "Libera", das man ja nicht mehr singt; statt dessen sang man: "Ce n"est qu'un au-revoir, mes frères" ("Es ist ja nur ein Auf-Wiedersehen, liebe Brüder"). Da sagte die Frau des Konsuls sehr erstaunt: "Das ist wirklich sonderbar, daß man das in der Kirche singt. Bei uns singt man das, wenn einem" — und sie hob die Hand an die Stirn — "der Whisky bis daher geht!"

Und trotzdem müssen wir von der Hoffnung leben!"

Zum Abschluß wurde ein Votum der sechshundert Teilnehmer formuliert: "Im Namen des heute in die Kirche eingeführten Pluralismus möge die sogenannte Messe des heiligen Pius V. als eine der Formen der Feier des heiligen Opfers aufrechterhalten bleiben zum größeren geistlichen Wohl einer sehr großen Anzahl von Gläubigen." Dieses Votum wurde sogleich Herrn Debray übermittelt zur Einfügung in seinen Eröffnungsvortrag bei der Hauptsitzung.

Am Samstagabend fand in der Kathedrale eine schönes Kirchenkonzert statt. Danach folgte eine Sakramentsandacht und nächtliche Anbetung.

Das Hochamt im Straßburger Dom

Am nächsten Tag wurde im Dom die Messe gefeiert — auf französisch. Nur Ordinarium und Proprium konnten "una voce" lateinisch gesungen werden. Was die Predigt Bischof Elchingers von Straßburg betrifft, so erregte sie "gemischte Gefühle".

Aus dem Hauptvortrag von Pierre Debray

"In der Kirche spricht man viel von Liebe und Gerechtigkeit. Ich habe von einem Teil von Ihnen eine Petition erhalten, die ich dem Heiligen Vater und den Bischöfen zu übermitteln verpflichtet bin. Es handelt sich um die Messe des heiligen Pius V.

Ich kann über den Neuen Ordo mit um so größerer Freiheit sprechen, als ich ihn, wenn nicht mit Freuden, so doch ohne Hartnäckigkeit angenommen habe. Doch die Vorstellung, die Messe des heiligen Pius V., die die Frömmigkeit so vieler Generationen genährt hat, zu verlieren, die Vorstellung, daß diese Messe so widerwärtig geworden sein soll, daß man sie absolut ächten muß, ließe sich nicht ertragen.

Fast überall machen Priester Improvisationen, zuweilen sogar sehr lächerliche oder sehr gefährliche; man improvisiert ungefähr alles. Viele Priester respektieren die Messe nicht mehr; sie erfinden ihre eigenen Formeln. Sie tun dies unter fast völliger Straflosigkeit. Und ich, der ich den neuen Ordo akzeptiert habe, nähme als erster Ärgernis, wenn man die Priester, welche die Messe des heiligen Pius V. erhalten möchten, bestrafte, während man sonst jedermann tun läßt, was er will!

Man erlebt zum Beispiel, daß Priester sich ihr eigenes Credo machen, indem sie das Credo durch ein selbsterfundenes Liedchen ersetzen. Sie haben dazu kein Recht, aber darüber lachen sie nur. Und deshalb verlangen wir auch in solchen Fällen, daß die römischen Instruktionen in Erinnerung gebracht und in ihrer ganzen Strenge angewendet werden.

Die Petition unserer Freunde kann ich um so leichter vorlegen, als sie im Grunde sehr traditionell ist. Als der heilige Pius V. diese Messe einrichtete, gab er Lyon, Mailand, den Kartäusern, den Dominikanern die Erlaubnis, ihre eigenen Liturgien beizubehalten. Ich glaube, wenn man einen gewissen Pluralismus akzeptierte und sowohl den alten als den neuen Ordo bestehen ließe, so würde der Friede dabei gewinnen!..

Eine sekundäre Frage? Ganz gewiß nicht, denn nur zu oft wurde das Latein durch absolut mittelmäßige Übersetzungen, ja durch Unsinn und sogar durch Falsches ersetzt.

Die Erfahrung der Skandinavier und der Engländer zeigt uns, daß man auf dem Weg über falsche Übersetzungen und ungute liturgische Änderungen ganze Völker, ohne daß sie es merkten,

protestantisch gemacht hat!

Gewiß, wir sind tief durchdrungen von ökumenischem Geist, und ich werde darauf gleich ausführlicher zurückkommen, aber wir sind katholisch; wir wollen katholisch bleiben und nicht Schritt für Schritt und ohne es zu merken protestantisch werden. Und wenn wir wirklich protestantisch werden wollen, dann können wir das ganz allein!..."

Eine Botschaft von Oskar Cullmann

In seiner stark beachteten Ansprache zitierte der lutherische Pastor Lindal folgende Stelle aus einem Brief Professor Cullmanns, des Vertreters der lutherischen Kirchen beim Zweiten Vatikanischen Konzil, an die Veranstalter des "Europäischen Kolloquiums katholischer Intellektueller":

"In der protestantischen Kirche ist die Krise ebenso schwer, wenn nicht noch schwerer. Ich wünschte dieselbe Reaktion auch bei uns. Ich bin überzeugt, daß sie kommen wird. Inzwischen sollte der modische Ökumenismus nicht, wie es tatsächlich der Fall ist, die Krise noch verschlimmern. Nur zu oft imitiert man gerade das Schlechteste in der anderen Konfession, und so wird der Ökumenismus zum Schluß zum Aufgeben der gemeinsamen Grundlage unseres Glaubens."

"Una Voce", Paris, Nr. 41, Nov.-Dez. 1971

Übersetzung aus dem Französischen: Inge Köck

Neue Verteidiger der alten Messe

Unter dieser Überschrift brachte die Londoner Zeitung "Sunday Telgraph" die Nachricht über den von uns in Heft 8 der UVK veröffentlichten Appell der hundert Intellektuellen an den Heiligen Stuhl. Der erweiterte Kommentar von Douglas Brown (das genaue Datum der Zeitung ist leider nicht angegeben) erscheint uns mitteilenswert:

Während die Römische Kirche qualvoll um ihr neues Selbstverständnis ringt, bleibt es weitgehend Außenstehenden überlassen, auf die Auswirkungen dieser kirchlichen Revolution für die gesamte kulturelle Welt des Westens hinzuweisen. Das lautstarke theologische Gezänk in den Reihen der Frommen hat bis jetzt die Tatsache vergessen lassen, daß auf dem säkularen Sektor ein bisher allgemein gültiger Maßstaballer Künste in einem Jahr verschwunden sein wird; nun aber ist eine Gruppe von anerkannten Nicht-Theologen dem Geschehen auf die Spur gekommen.

Eine gemischte Führungsgruppe der britischen Intelligentsia — unter ihnen Persönlichkeiten wie Kenneth Clark, Robert Graves, F. R. Leavis, Yehudi Menuhin, William Plomer und der "Poetus Laureatus" — haben zusammen mit einigen engagierten Katholiken in einem Bittschreiben den Papst ersucht, was sie "die römisch-katholische Messe" nennen, der Vergessenheit zu entreißen.

Ihre Terminologie ist ungenau, denn es wird immer irgendeine Form der römisch-katholischen Messe geben. Gemeint ist die Tridentinische Messe von 1570, eine sorgfältig abgewogene Kombination von mehreren ähnlichen mittelalterlichen Riten in lateinischer Sprache.

Einige der alten Texte dieser Messe, die in ihrem Kern zurückreicht bis ins 6. Jahrhundert, sind nun in Rom drastisch überholt worden, angeblich als Versuch, die jetzt in die Volkssprache übersetzte Liturgie dem moderen Menschen näherzubringen. Das hat zu bitteren Auseinandersetzungen über die Lehre innerhalb der Kirche selbst geführt.

Doch nicht religiöse oder dogmatische Gründe bewegen die Verfasser der Denkschrift zu ihrer Forderung, daß die alte Form (der Messe) nicht ganz abgetan werden möge. Sie melden sich zu Wort als Erben einer tausendjährigen Kultur, weil sie glauben, daß man eines ihrer Lebenszentren lahmlegen will. Manche Gläubigen werden zugeben, daß diese Befürchtung nur allzu begründet ist.

Die römische Messe war eine Kunstform und dazu bestimmt, für alle Zeiten das Geheimnis der Erlösung darzustellen. Ihre klar umrissenen Zeremonien ließen sich mit gleicher Würde in der einfachsten Dorfkirche wie in der großartigsten Kathedrale feiern. Für gewöhnlich vollzog sich der größere Teil des Gottesdienstes in andachtsvollem Schweigen; bei festlichen Anlässen sollte Chorgesang dieses Schweigen würdig "füllen". Die neue Meßordnung hat dagegen kein festes Grundgefüge; sie muß laut gesprochen werden, manchmal in einer völlig unzulänglichen Übersetzung des Lateinischen, und die Gemeinde wird zu aktiver Teilnahme praktisch gezwungen.

Vom religiösen Standpunkt her gibt es den Unterschied zwischen gemeinschaftlichem Beten als Akt der Gottesverehrung und als Bittgebet. Damit haben die Unterzeichner des Briefes nichts zu tun. Sie wollen nur darauf hinweisen, daß, wenn das frühere heilige Schauspiel der Messe kein lebendider Bestandteil der christlichen Tradition des Westens mehr ist, das damit verbundene kulturelle Erbe nur noch antiquarischen Wert besitzt. Sie wollen sich nicht begnügen mit dem Vorschlag von Mgr. John Humphreys - Vorsitzender der englischen Liturgiekommission —, die lateinische Messe noch für fünf bis zehn Jahre gelegentlich in Altersheimen feiern zu lassen.

Die diesjährigen Ferienreisenden werden schon bemerkt haben, daß die großen Kathedralen des Kontinents mit ihren verlassenen Hochaltären und den kleinen Altartischen allmählich musealen Charakter anzunehmen beginnen. Die Gemälde alter Meister in unbenutzten Seitenkapellen scheinen mehr zu einer Kunstgalerie als zu einer Kirche zu gehören. Losgelöst von einer lebendigen Liturgie, werden sogar die unsterblichen Messen von Bach und Beethoven bald nur noch Konzertstücke sein.

Die alte Messe mit ihrem unwandelbaren Wesenskern war 1400 Jahre lang das Herzstück menschlichen Kunstschaffens. Von der Romanik über die Gotik zum Barock, von Giotto zu Michelangelo und Rubens, vom Choral zur Polyphonie, von Monteverdi bis Verdi — bis hinein in die große Literatur erfaßte sie alles. Seit der Reformation reicht ihr Einfluß auch über die Grenzen der römischen Kirche hinaus. Morgen wird in unserer eigenen St. Pauls-Kathedrale Waltons "Missa Brevis" gesungen werden als Zeugnis der inneren Einheit der westlichen Christenheit. Wenn aber deren Mitte stirbt, was werden uns dann solche modernen Zeugnisse noch bedeuten?

Ratlos fragt man sich: warum mußte die Jahrhunderte alte Tradition plötzlich enden in dem Augenblick, wo sie so nötig wäre als Bindeglied zwischen der Vergangenheit, unserer Gegenwart und der Ewigkeit? Das zweite Vatikanische Konzil legte einige wenige lockere Richtlinien fest für die liturgische Reform; aber seit seiner Auflösung haben anonyme Holzhacker in Rom sich schweigend an die Arbeit gemacht.

Keine öffentliche Meinung hat verlangt, was sie getan haben; der Baum wurde kahl geschlagen, als niemand hinschaute.

Die ganze Aktion trägt den Stempel eines Zeitalters, in dem die Anarchie an den unerwartetsten Stellen ausbricht. "Die Dinge fallen auseinander, die Mitte hält nicht mehr." Und was soll werden, wenn die Mitte zuerst einstürzt? Ite, missa est.

Douglas Brown (Londoner "Sunday Telegraph")

Das Problem des "modernen Priesters" in der Sicht eines jungen französischen Theologen

Abgetrieben im Strom der Säkularisation, d. h. einer Menschheit, die in die Enge ihrer pragmatischen Sorgen eingeschlossen ist und die keinen Einspruch erträgt, sind sie versucht, diese Tatsache einfach hinzunehmen und sich bequem anzueignen, indem sie die Gleichsetzung Kirche—Welt durchführen. Dies läuft darauf hinaus, das Christentum zur höchsten der Religionen der Erde zu machen, zu einer Religion des Lebens, der Fruchtbarkeit, des glücklichen Gelingens, der Wirtschaft, des Erfolgs der ideologischen Waffen, der endlich versammelten Stadt (der Menschen).

Wenn der Priester dies Spiel spielt, das Spiel eines arbeitslosen Evangelisten und eines verschämten Gläubigen, dann versucht er sich wie ein heidnischer Priester zu verdingen, wie ein gelehriger Garant unverwüstlicher Mythologien, ein großer Gefolgsmann der Bewegungen, die scharf auf seine sakrale Bürgschaft aus sind: "Die Pfarrer machen mit."

Da er nicht imstande ist, das Glaubensverlangen zu wecken, zieht er es vor, sich durch eine höchst zweideutige Summe "religiöser" Bedürfnisse, die sogar in einer angeblich säkularisierten Welt noch weiterbestehen, zu rechtfertigen. Gewiß, er protestiert und stellt entsetzt fest, die Bande verlange das Sakrament von ihm als eine "sakrale" Begleitung der Etappen der humanen Initiation. Aber er ist bereit, mitunter ein von allem Theologalen entvitaminisiertes und auf rein menschliche Weisheit reduziertes Wort zu sprechen, ganz wie es von ihm eine Zeit fordert, die horizontal denkt und nicht anbetet, die mehr ethisch als mystisch, mehr konsumfreudig als hoffnungsfroh ist. Kurz, er versucht sich annehmbar zu machen als diskreten Kaplan der "Stadt der Menschen", als einen sehr servilen und bequemen Angestellten, dessen einzige Funktion darin besteht, auch dabei

Sollte man aber nicht ganz im Gegenteil die durch die Entsakralisierung gebotene Gelegenheit benützen, mit der größten Freiheit die ganze beißende Schärfe der evangelischen Prophetie wiederzufinden?

André Manaranche: Quel Salut?, Paris 1969, S. 204. Übersetzt v. Gerhard Fittkau

Okumenische Gottesdienste eingestellt

Aus dem Brief eines ev.-luth. Pfarrers an Pfarrer J. Zimmermann

"Die hiesige 'ökumenische Situation' ist nun dahin gekommen, daß zu meinem Bedauern die bisherige gemeinsame Form der ökumenischen Gebetsgottesdienste (= die altkirchliche Vesper mit z. T. gregorianischem Gesang) ab Januar dahinfällt, weil sie der röm.-kath. Seite nicht mehr 'modern' genug ist. So werden also wir Lutheraner an der altkirchlichen Vesper weiterhin festhalten, während unsere röm.-kath. Brüder zu rhythmischen Gesängen u. a. übergehen. Ich bedaure das — aber ist das nicht kennzeichnend: so wird längst vorhandene Gemeinsamkeit zugunsten krampfhafter Modernität preisgegeben! Sehr schade — aber ich will und kann den Brüdern auf der anderen Seite ja nicht vorschreiben, was sie in ihrem Gotteshaus liturgieren. Ich jedenfalls gedenke, beim guten Alten zu bleiben und hoffe, daß meine Gemeinde das versteht."

Mädchen in langen Gewändern tanzen am Altar in der Kirche

Unter dieser Überschrift bringt das "Westfälische Volksblatt" Ende November 71 folgende Information. Der Artikel ist durch zwei Photos ergänzt. Auf dem einen sieht man den Pfarrer Trompete blasend im Vordergrund einer Band (The Caravans), auf dem anderen eine Tanzgruppe von acht Mädchen.

Paderborn (-ott). Am Sonntag, 28. November, 18 Uhr, wird in der Herz-Jesu-Kirche ein Gottesdienst besonderer Art veranstaltet. In einem Wortgottesdienst werden acht junge Mädchen in langen Gewändern zu den Klängen einer Beat-Band nach wohleinstudierter Choreographie Tanzbewegungen am Altar vollführen.

Initiator dieses aufsehenerregenden Experimentes ist Pfarrer Ewald Kramps (48) von St. Josef in Schieder-Schwalenberg. Seit Jahren sucht er nach neuen Formen in der Liturgie und hat als einer der ersten die herkömmliche Orgel durch profane Kapellen ersetzt. Kramps ist Mitautor eines neuen Kirchengesangbuches mit 150 modernen Liedern und Texten. Er geht davon aus, daß die "vielfältigen Investitionen an liturgischer Erneuerung nach dem Konzil ohne erkennbares Ergebnis geblieben sind und die Gotteshäuser nicht voller werden...".

Kramps sagt: Für viele mögen solche Versuche ungewohnt, ja anstößig sein, dennoch wagen wir es, weil ja nach dem Wort der Schrift "die ganze Schöpfung Gott loben soll...". Solche Form des Lobens sei sicherlich mehr bei südländischen Völkern zu Hause, aber es tue auch bei uns Not, Tanz und Gebärde nicht aus der Kirche zu verbannen. Pfarrer Kramps rechtfertigt sich mit Aussagen bedeutender Theologen, darunter Johannes Lotz S. J., der erklärt, man dürfe Kirche und Welt nicht trennen, und deshalb gehöre der Tanz zum Gottesdienst.

Erstmals traten die jungen Tänzerinnen aus Schieder-Schwalenberg mit der Beatband "The Caravans" in der Heilig-Geist-Kirche zu Detmold auf. Pfarrer Kramps: "Die Kirche war voller als Weihnachten..."

Der Gottesdienst in der Herz-Jesu-Kirche beginnt 18 Uhr. Wegen des zu erwartenden Andrangs möge man rechtzeitig die Plätze einnehmen.

Abtei Nonnberg zum Latein im Gottesdienst

Im "Mitteilungsblatt der österreichischen Benediktinerkongregation" vom 5. Dez. 1971 wird u. a. über die Situation der Benediktiner-Klöster in Österreich, der Schweiz und Deutschland berichtet. Man entnimmt dem Heft, daß in vielen Benediktiner-Klöstern eine Mischform von lateinischen und deutschen Texten praktiziert wird. In Deutschland scheint lediglich die Abtei Neuburg noch die lateinische Kultsprache in allen Gottesdiensten zu gebrauchen. "Die Abtei Neuburg bei Heidelberg hält an der gewohnten lateinischen Liturgie im Chorgebet und in der Eucharistiefeier fest."

Wir bringen aus dem Bericht über die Abtei Nonnberg in Salzburg, die um 700 vom hl. Rupert, dem ersten Salzburger Bischof, gegründet wurde und somit das älteste Frauenkloster nördlich der Alpen ist, folgenden bemerkenswerten Abschnitt:

"Unsere erste Sorge bei der Erneuerung galt, der benediktinischen Berufung gemäß, dem liturgischen Gottesdienst. Dankbar begrüßten wir die neugebotenen Möglichkeiten, denselben zu bereichern und lebendiger zu gestalten. Sowohl bei der Eucharistiefeier als auch beim Stundengebet halten wir jedoch weiterhin an der lateinischen Sprache und dem Gregorianischen Choral fest, denn wir sehen gerade heute eine besondere Aufgabe darin, dem Wunsch des Heiligen Vaters entsprechend, der Kirche diesen kostbaren Schatz erhalten zu

helfen, dessen Preisgabe einen unersetzlichen Verlust bedeuten würde. Es zeigt sich immer wieder, daß das Verständnis für den Choral und die lateinische Liturgie auch unter den Weltchristen nicht geschwunden ist. So möchten wir dazu beitragen, es wachzuhalten und zu fördern, indem wir unseren Gottesdienst einem weiteren Kreis von Mitfeiernden zugänglich machen. Da der Nonnenchor nur wenigen Gästen Platz bietet, findet nun ungefähr einmal im Monat, wie auch an allen höheren Festen, das Choralamt in der großen, allgemein zugänglichen Kirche statt. Diese Gottesdienste erfreuen sich immer einer sehr guten Beteiligung; auch zahlreiche junge Menschen finden sich dazu ein - ein Zeichen dafür, daß ein echtes Bedürfnis nach solcher Gottesdienstgestaltung vorhanden ist. Die Anregung dazu ging übrigens von den Laienkreisen selbst aus. So kamen wir gerne der Bitte entgegen, die schon wiederholt an uns gerichtet wurde, unseren Gottesdienst im Rundfunk übertragen zu lassen."

Sorge um Hostienteilchen

Der Bischof von Münster, Heinrich Tenhumberg, hat in einem Schreiben an unseren ersten Vorsitzenden, Heinrich Schlicher, gebeten, den nachfolgenden ganzen Artikel aus der Kirchenzeitung des Bistums Münster, mit dem sich der lutherische Pfarrer Dr. theol. Helmut Lieberg in Heft 8 der UVK auf den Seiten 330—332 kritisch auseinandersetzt, ungekürzt zu veröffentlichen. Er schließt den Brief mit dem Satz: "Daß meine Darlegungen orthodox sind, wird Ihnen der Blick in jede katholische Dogmatik zeigen."

Wir entsprechen im folgenden dem Wunsche des Bischofs. Da diese Frage in der Auseinandersetzung um die Handkommunion, in die wir uns eingelassen haben, von größter Wichtigkeit ist, bringen wir in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift eine eingehende Dokumentation aus Lehrbüchern der Dogmatik und der Liturgie.

Im Kirchenblatt steht zunächst eine Leserzuschrift:

Ich habe wiederholt erfahren, daß es bei der Handkommunion vorkommen kann, daß außer der Hostie ein oder mehrere Hostienteilchen in der Hand des Kommunikanten sind. Meine Erfahrung ist nicht an eine bestimmte Pfarrkirche gebunden, sondern hat sich in verschiedenen Kirchen Münsters und in anderen Kirchen unserer Diözese wiederholt. Ich habe Sorge, daß viele vielleicht die meisten Kommunikanten - diese Hostienteilchen nicht mitkommunizieren, zumal diese Teilchen sehr winzig sein können und somit oft, besonders wohl für ältere Menschen, nur schwer zu erkennen sind. Könnte nicht der Sakristan oder sein Vertreter die Hostien, schon bevor diese in die Schale eingelegt werden, von eventuellen lokkeren Teilchen befreien? Vielleicht wäre es auch möglich, Teig und Backart der Hostien abzuwandeln, daß ein Abbrökkeln vermieden wird. Ich meine, alle Bischöfe der Welt müßten sich um die notwendigen Voraussetzungen bemühen, damit Christi Leib in der Hand der Kommunikanten geehrt wird.

B. W. aus C.

Der Bischof antwortet:

Mit dieser Sorge haben sich die deutschen Bischöfe auf ihrer Konferenz in Bad Honnef im März dieses Jahres befaßt. In einer Richtlinie an alle Seelsorger weisen sie darauf hin, daß für Spender wie für Empfänger sowohl bei der Hand- wie auch bei der Mundkommunion eine Sorgfaltspflicht besteht. Sie erklären wörtlich: "Da vielfach sogenannte Brothostien gebraucht werden, erinnern die Bischöfe ebenfalls an die Sorge, daß bei der Darreichung der heiligen Kommunion in den Mund keine Teilchen der Hostien auf den Boden

fallen, zumal im deutschen Sprachgebiet die Benutzung einer Kommunionpatene nicht allgemein üblich ist. Besondere Sorgfalt ist notwendig bei der Darreichung der heiligen Kommunion in die Hand. Beim Erstkommunion-Unterricht und immer wieder bei gegebenem Anlaß soll darauf hingewiesen werden, daß die Ehrfurcht dem Sakrament gegenüber verlangt, daß der Kommunikant auch kleine Teilchen der Hostie auf seiner Hand zum Munde führt.

Sowohl das Darreichen des Herrenleibes durch den Spender wie auch das Empfangen durch den Kommunikanten soll in würdiger Weise geschehen. Der Spender vermeide jede Hast beim Reichen der eucharistischen Gabe und beim Sprechen der Spendeworte. Das Entgegennehmen von seiten des Kommunikanten soll durch Erheben und Ausstrecken der Hände zu einer deutlichen Geste des Empfangens werden. Die Gläubigen sollen die heilige Hostie ohne Hast am Orte des Empfangens oder einige Schritte daneben zum Munde führen, keinesfalls im Gehen oder nach ihrer Rückkehr zu ihrem Platz."

Die Hostienbäckereien bemühen sich um die Herstellung fester Hostien, müssen dabei aber auch darauf achten, daß diese im Munde leicht löslich sind. Auch die Sakristane werden so ausgebildet und angewiesen, daß sie sich durch geeignete Lagerung und sorgfältige Einfüllung um den bestmöglichen Zustand der Hostien kümmern.

Bei aller Sorgfalt der Beteiligten wird es dennoch immer wieder vorkommen, daß kleine und kleinste Teilchen übersehen werden und zu Boden fallen. Da bei einer ängstlichen Auslegung der kirchlichen Lehre über die Gegenwart des Herrn unter den eucharistischen Gestalten bei dem einen oder andern eine übertriebene Sorge und angstvolle Skrupelhaftigkeit auftreten können, möchte ich noch folgendes zu bedenken geben:

Wenn die kirchliche Lehre über die Eucharistie besagt, daß der Leib des Herrn beim Brechen der Brotsgestalt nicht zerbrochen und geteilt werde, sondern in jedem Teile ganz enthalten sei, so wird damit keineswegs gelehrt, der Leib des Herrn sei auch noch unter dem winzigsten Teil zugegen. Vielmehr ist seine Gegenwart an die Brotsgestalt, nicht aber an die kleinste physikalische Einheit gebunden. Ein Beispiel mag das erläutern.

Wenn aus Versehen eine konsekrierte Hostie zu Boden fällt, wird sie nicht ausgeteilt, sondern in ein Wassergefäß gelegt, wo sie sich auflöst. Die Hostie, die auf diese Weise ihre Brotsgestalt verloren hat, ist nicht mehr der eucharistische Leib des Herrn. Ebenso ist es mit kleinen und kleinsten Partikeln, die nicht mehr als Brot und Speise angesehen werden können. Mit dem Verlust ihrer Gestalt verlieren sie den Zeichencharakter; in ihnen ist der Herr nicht gegenwärtig.

Dieser Hinweis will nicht die oben beschriebene Sorgfalt mindern, sie vielmehr in dem beabsichtigten Rahmen des Normalen und Möglichen halten. Unsere Anbetung vor dem Herrn im Altarssakrament, unsere Freude, unsere Dankbarkeit und Gegenliebe dürfen nicht durch falsche Ängste beeinträchtigt werden. Aus einer solchen angstfreien inneren Einstellung ergibt sich von selber jene Ehrfurcht und Sorgfalt, um die es in den Richtlinien geht.

† Heinrich Tenhumberg Aus "Kirche und Leben", 11. 7. 71

Marxisten und Katholiken in Frankreich

Aus: Dialog, Magazin für Politik und Wirtschaft, Juli 1971

Frankreichs Links-Katholiken rücken näher an die Marxisten heran. Der weltanschauliche Gegensatz wird beiseite geschoben. Die Katholische Aktion öffnet sich nun auch überzeugten Atheisten. Ziel der Kampfgemeinschaft: Beseitigung des Kapitalismus. Frankreichs katholische Gewerkschaft verbrüdert sich mit Maoisten und Trotzkisten.

Ein Dominikanerpater verteidigte Kirchenschänder, ein katholischer Priester trat als Zeuge der Verteidigung auf, als ein Pariser Gericht gegen die Rädelsführer einer Gruppe von linksradikalen Jugendlichen verhandelte. Die jungen Männer hatten mit Benzinkanistern bewaffnet die Basilika der Pariser Kirche Sacré Coeur gestürmt und dort aus Kirchengestühl zwei Meter hohe Barrikaden errichtet.

Abbé René Laurentin, Zeuge der Verteidigung, erregte sich vor Gericht insbesondere darüber, daß die Pariser Polizeit das traditionelle Asylrecht politisch Verfolgter mißachtet habe, als sie dreizehn der Täter in der Basilika verhaftete.

Der Erzbischof von Paris, Kardinal Marty, veröffentlichte unmittelbar nach der Urteilsverkündung ein Kommuniqué, in dem er die Höhe der Gefängnisstrafen, die zwischen vier und sechs Monaten liegen, bedauerte.

Die Milde des Kirchenfürsten und das Engagement der katholischen Priester für die Kirchenverwüster sind vielfach als Ausdruck einer Entwicklung verstanden worden, die beträchtlichen Einfluß auf das politische Leben Frankreichs nehmen kann. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß zwischen Frankreichs Marxisten und Frankreichs Linkskatholiken ein brisantes Bündnis zustande kommt.

"La Croix", die einzige katholische Tageszeitung des Landes, setzte ein Signal, als sie einem Interview mit dem Chef der Kommunistischen Partei Frankreichs zwei Seiten widmete.

Die kommunistische Wochenzeitung "L'Humanité-Dimanche" revanchierte sich in einem Artikel mit der Überschrift "Katholisch 71": "Ich kenne eine Frau, Mitglied der KP, die jeden Sonntag um sieben Uhr zur Messe geht und danach L'Humanité-Dimanche verkauft."

Bei den radikalen Schülerorganisationen spielen neben den kommunistischen und den trotzkistischen Gruppen die sogenannten "Komitees für den Gymnasialkampf" die wichtigste Rolle; sie werden jedoch von einer katholischen Studenten- und Schülerorganisation gesteuert. Frankreichs Tageszeitung "Le Monde" berichtet, Geistliche hätten diesen Verbänden ihre Büros für Versammlungen zur Verfügung gestellt.

Mit dem Glauben leben und in der KP kämpfen

Augenfällig wurde die Kampfgemeinschaft zwischen überzeugten Katholiken und Atheisten auf dem Kongreß der Katholischen Aktion in Issy-les-Moulineaux bei Paris. Das Diözesan-Komitee von Aix-en-Provence ließ mit unterdrücktem Stolz wissen, zwölf seiner Mitglieder gehörten der Kommunistischen Partei an. Die Bekanntmachung wurde kommentiert: "Ja, 1971 ist es möglich, in der KP zu kämpfen und gleichzeitig Mitglied der Katholischen Aktion zu sein."

Jedes vierte Mitglied der katholischen Aktion ist zugleich Mitglied im kommunistischen Gewerkschaftsverband. Der unauflösbare weltanschauliche Gegensatz ist kein Streitpunkt mehr zwischen Katholiken und Marxisten. Henri Le Buan, Sprecher der Katholischen Aktion: "Eine Aussöhnung zwischen Christentum und Marxismus ist nicht möglich." Aber: "Das sind theoretische Gespräche, wird man mir sagen, das Wesentliche ist der Kampf gegen den Kapitalismus. Ja, zweifellos."

Katholik Le Buan öffnet seine Organisation den Marxisten und schwor seine Glaubensbrüder auf den neuen Feind ein: "Wir stoßen keine Genossen zurück, die ihrem Glauben leben und gleichzeitig in der KP kämpfen. Die Kirche ist eine Heilsgemeinschaft für alle. Es ist nicht Aufgabe der Katholischen Aktion, Vorschriften zu machen." In der Schlußresolution des Kongresses heißt es: "Wir leben den Hoffnungen und dem Kampf der internationalen Arbeiterklasse. Die Katholische Aktion bekämpft in ihrer Arbeiterorganisation zusammen mit der Internationalen Arbeiterbewegung ein System, das die Menschen ausbeutet und die Völker gegeneinander aufbringt; sie nimmt an der Ausarbeitung einer sozialistischen Gesellschaft teil."

Der Ausarbeitung einer sozialistischen Gesellschaft hat sich in zunehmendem Maße auch der Katholische Gewerkschaftsbund Frankreichs, nach der Kommunistischen Gewerkschaft die zweitgrößte Gewerkschaft des Landes überhaupt, zugewandt.

Noch 1952 wurde der Generalsekretär bei einem Kongreß der Gewerkschaft zur Ordnung gerufen, als er nur vom Sozialismus sprach. Das neue Programm der Gewerkschaft fordert die Verstaatlichung der Produktionsmittel, Einführung der Planwirtschaft und eine Art Selbstverwaltung der Betriebe nach jugoslawischem Muster.

Noch links von den Kommunisten

Viele Mitglieder des Katholischen Gewerkschaftsbundes stehen politisch noch links von den Kommunisten — ein Argernis für die linientreuen Führer der Kommunistischen Gewerkschaft. Sie warfen den katholischen Kollegen Linksabweichung vor.

Die katholische Gewerkschaft wird zuweilen selbst den Kommunisten unheimlich. Sie verbrüdert sich bei Gelegenheit auch mit maoistischen oder trotzkistischen Gruppen, von denen die kommunistische Gewerkschaft sorgsam Abstand hält.

Auf dem jüngst in Epinay veranstalteten "Kongreß der Sozialistischen Einheit" traten Katholiken, die gleichzeitig Mitglied der Katholischen Gewerkschaft sind, so kopfstark und engagiert auf, daß Frankreichs Presse dahinter genau abgestimmte Taktik vermutete. Mutmaßliches Ziel: Militante Katholiken wollen in die Schlüsselstellungen der militanten Linken gelangen.

Inzwischen erwägen Politiker und Zeitungen in Frankreich die Frage, ob die politisch links engagierten Katholiken sich nicht zumindest des untätigen Wohlwollens katholischer Kirchenfürsten erfreuen können.

Frankreichs Regierung weiß nach eigenem Bekenntnis soviel: Zwischen Armelkanal und Mittelmeer sind rund einhundert katholische Geistliche subversiv gegen Staat und Gesellschaftssystem tätig.

Wo begegnen wir Christus?

Von Dr. Helmut Lieberg (luth. Pfarrer)

Erwiderung an einen röm.-katholischen Geistlichen von heute, ein Brief.

"... Durch (Name einer Fernsehzeitschrift) Nr. ... erreichte mich Ihre Stimme. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen

eine Erwiderung schicke.

Man freut sich, in Ihrem Artikel einen Satz zu lesen wie: "Wir warten auf die Ankunft Christi' oder: "Christus wartet auf uns'. Man fühlt sich aber irritiert, wenn man weiter liest — von Ihnen als katholischem Geistlichen! — "Heißt das, er erwartet uns im heiligen Raum einer Kirche, bei einem festlichen Gottesdienst?" Offenbar sind Sie nicht davon überzeugt, daß Christus uns im Gottesdienst der Kirche erwartet, bzw.

wir ihm dort begegnen.

Schreiben Sie im nächsten Satz ,Können wir ihn nur finden im Wort der Schrift, in der Predigt, im sakramentalen Zeichen, in der anbetenden Stille? Wie wäre es, wenn wir ihn dort suchten, wo man ihn ausquartiert hat: im täglichen Bereich des Schaffens und Treibens, des Lärmens, Streitens', so ist man zunächst geneigt, ihrem Gedankengang zu folgen. Sie wollen wohl herausstellen, daß wir über der Begegnung mit Christus in seinem Wort, im Sakrament nicht die in unserem und seinem Menschenbruder vergessen sollen. Man erkennt jedoch im letzten Absatz, daß es Ihnen nicht darum geht, von der Begegnung mit Christus im Gottesdienst auch zur Begegnung mit ihm im Menschenbruder, im alltäglichen Leben hinzuführen, sondern daß sie letztere an die Stelle der ersteren setzen möchten. Sie schreiben nämlich: "Wir dürfen ihn deshalb nicht dort suchen, wo man festliche oder liturgische Gewänder trägt, in feierlichen oder erhabenen Augenblicken, sondern auf der Straße, in der Fabrikhalle, im Omnibus oder auf der Baustelle. Dort ist täglich Advent. Dort haben wir täglich die Chance, Christus zu treffen und zu erfahren, denn in jedem Menschenbruder wartet Christus auf uns.'

Was sagen Sie da? Nicht dort, wo man liturgische Gewänder trägt, d. h. im Gottesdienst der Kirche, im Sakrament, in der Wortverkündigung der Kirche, in der Anbetung der Gemeinde, nicht da! Da dürfen wir Christus nach Ihrer Meinung nicht suchen! Sondern im Alltagsgewühl.

Man fragt sich nur, weswegen sind Sie denn dann Priester geworden, wo es doch geradezu Ihre Amtspflicht ist, zur Begegnung mit Christus im Gottesdienst, im Wort und Sakrament einzuladen und ebenso ernst die im Menschenbruder zu nehmen. Seit wann lehrt die katholische Kirche, daß man Christus nicht im Gottesdienst, nicht in der Messe, nicht im Sakrament, nicht im heiligen Raum einer Kirche, nicht in der Verkündigung des Evangeliums begegnet?

Es ist mir völlig unverständlich, wie Sie als katholischer Priester, der Sie auf die Lehre der Kirche verpflichtet sind und gelobt haben, nichts gegen sie zu verkündigen, solche völlig falsche und der Lehre der Kirche widersprechende Alternative: "nicht im Gottesdienst, sondern im Alltag, im Menschen' verkünden und damit viele Menschen irreführen, zumindest von der Kirche, der Sie dienen, wegführen können. Sie machen mit Ihren Bemerkungen das tiefste und heiligste Handeln der Kirche, nämlich ihren Dienst am Wort Gottes und an den von Christus selbst gestifteten

Sakramenten, gleichgültig, werten es ab, locken davon weg, statt hinzu, erklären es als leere Täuschung (denn was ist es denn anderes, wenn man nach Ihrer Meinung Christus darin nicht suchen darf!), und dabei ist es gerade dies, dem Sie ihr Leben zutiefst und innerlichst als Priester für Lebenszeit verbunden haben oder haben sollten. Welche Aufträge erhielten Sie denn in Ihrer Priesterweihe? Wozu wurden Ihnen denn Evangelienbuch und Kelch überreicht und Sie mit der priesterlichen liturgischen Kleidung bekleidet? Wenn Sie so denken, wie es aus Ihrem Artikel hervorgeht, mit welcher Berechtigung sind Sie katholischer Priester? Man könnte die Fragen so weiterführen.

Durch Ihre Alternative ,nicht im Gottesdienst, sondern in der Begegnung mit den Menschen' wird alles falsch. An die Stelle des Evangeliums Christi tritt dann ein blasser Humanismus. Nicht der Mensch wird zu Christus geführt, sondern Christus wird zur bloßen Mitmenschlichkeit umfunktioniert. Christus hat uns zu den Menschen gesandt, aber damit wir sie zu Ihm führen, damit sie durch Ihn in die Gnade und zum Vater kommen.

Und das ist nicht ohne den Gottesdienst, nicht ohne das Wort der Schrift und das Sakrament, und auch nicht ohne anbetende Stille.

Ihr letzter Satz ,In jedem Menschen wartet Christus auf uns' ist ein wahrer und richtiger Satz. Aber dadurch, daß er auf die falsche Entgegensetzung ,nicht im Gottesdienst, sondern in jedem Menschen' aufgebaut ist, wird er falsch und irreführend und in sich schizophren. Denn was ist das für ein Christus, der nicht in seinem Wort und in seinem Sakrament gesucht werden darf, sondern in jedem Menschen? Er ist letztlich nur noch eine Humanitätsidee. Die kann aber niemand erlösen. Der Christus der Schrift und des Glaubens der Kirche ist

ein anderer. Er ist der persönliche Herr, wahrer Gott und Mensch, der uns in seinem Wort und in seinem Sakrament durch die Kirche begegnet, um uns in die Gnade zu führen, und der dann auch in jedem leidenden Menschen uns begegnet, der nach dem Gebot Christi Anspruch auf unsere Liebe hat. Beides gehört zusammen und darf nicht auseinandergerissen werden.

Ich würde Ihnen nicht schreiben, wenn mich nicht Ihre Ausführungen als die eines katholischen Priesters in ihrer inneren Unwahrhaftigkeit so erregt hätten. Wenn Sie so denken, wie es aus Ihren Zeilen hervorgeht, können Siedoch nicht Priester sein. Wenn man dem Gottesdienst der Kirche gleichgültig gegenüber steht, wenn man in ihm nicht Christus gegenwärtig weiß und ihn damit als leeres Zeremoniell abtut und dann auch noch so die Menschen lehrt, wird sein Priestersein zur Lüge. Man ist ja nicht geweiht worden, um die Kirche und ihren Gottesdienst zerstören zu helfen.

Warum hat wohl das II. Vatikanische Konzil eine Konstitution über die heilige Liturgie erlassen? Sicher wäre dies überflüssig gewesen, wenn Christus nicht in dieser heilige Liturgie gegenwärtig ist und gesucht werden dürfte und sollte."

Aus "Brüdern", 23. Jahrg., Nr. 6. (2. Jan. 72).

Pfarrer Dr. theol. Helmut Lieberg, den wir wiederholt in UVK zu Wort kommen ließen, hat am 3. Februar 1972 einen schweren Autounfall erlitten. Den Verletzungen, die er sich dabei zuzog, ist er samt seiner Frau kurze Zeit danach erlegen. Wir beklagen den Heimgang eines treuen Zeugen Jesu Christi und eines von uns hochgeschätzten Kritikers der Verelendung der Christenheit unserer Tage, auch der katholischen Kirche. Im Alter von 45 Jahren wurde

Dr. Lieberg aus Lebensmitte und Schaffensfülle herausgerissen. Die von ihm in seiner Pfarrei und seinem Schrifttum geleistete vorbildliche Arbeit zeugt davon, welch schmerzliche Lücke er hinterlassen hat. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. R. I. P.

Joachim Zimmermann

Klage eines Landeskonservators

"Die Denkmalspflege betreut anders als die Museen Gegenstände des täglichen Lebens. Es ist eine harte Arbeit, in einer nervösen, sich schnell wandelnden Welt Kulturgegenstände zu erhalten, welche Teile dieses Lebens sind. Was soll der Denkmalspfleger z. B. noch von den unabdingbaren Forderungen der Liturgie halten, wenn zu Beginn dieser Berichtszeit von neun Jahren in einer bedeutenden katholischen Kirche Westfalens das gotische Chor um sieben Stufen gehoben werden mußte, um den neuesten liturgischen Erkenntnissen bezüglich des Christ-König-Gedankens Genüge zu tun, und wenn dann am Ende der Berichtszeit der Antrag vorliegt, dieses Chor wieder um sieben Stufen abzusenken und dafür den Altar um 15 m vorzuziehen, um den neuesten liturgischen Erkenntnissen bezüglich des Begriffs der Circumstantes nachzukommen! Bedauerlich ist auch, daß der an glatte Maschinen gewöhnte moderne Mensch nicht versteht, daß die historische Aussagekraft eines mittelalterlichen Baudenkmals in der Patina und den leichten jahrhundertealten Beschädigungen liegt, daß etwa eine ausgekniete Kommunionbank von der Frömmigkeit vieler Geschlechter erzählt und eine noch so gute Ersatzstufe nichtssagend ist. Dieses unruhige Leben mit seinen sich stets ändernden Wünschen, mit seinen Fa-

briken und Autos, deren Abgase die Denkmalsbauten auffressen, zwingt der Denkmalpflege den Arbeitsumfang auf. So mußte sie im Jahre 1962 in Westfalen-Lippe 466 gefährdete Objekte mit Beihilfen fördern. Rechnet man zur Beihilfe die Eigenleistungen der Besitzer und bei Patronatsbauten die des Staates hinzu, so kommt man auf eine Bausumme von etwa 21 Millionen DM für dieses eine Jahr!"

(Aus WESTFALEN, Bd. 41/1963, Münster, S. 2)

Soweit die Klage von Landeskonservator Hermann Busen aus dem Jahre 1963. Danach aber begannen erst eigentlich die nachkonziliaren Ummodelungen der Kirchen "nach den neuesten liturgischen Erkenntnissen". Wer schätzt die Milliardensummen, die diese Umbauten der "Kirche der Armen" ohne jeden religös-sittlichen Nutzeffekt gekostet haben? Bei den Kommunionbänken begnügte man sich schon nicht mehr mit den eingebauten Ersatzstufen, sondern warf sie gleich auf den Müllhaufen. Es ist schwer, angesichts dieses Hickhacks keine Satire zu schreiben.

Dr. Hugo Kramer

Der Wiederaufbau des Würzburger Domes

Von Prof. Dr. Alfred Wendehorst

Im Jahre 1967 wurde der Wiederaufbau des Würzburger Domes, der 22 Jahre lang Trümmerfeld und Baustelle gewesen war, abgeschlossen. Weil aber das Ergebnis von der überwiegenden Mehrheit des fränkischen Volkes nicht akzeptiert worden ist, geht die Diskussion um den Dom weiter.

Schon 1957 haben bedeutende Kunsthistoriker darauf hingewiesen, daß die Ergänzung von Stuck künstlerisch und technisch möglich sei (Kunstchronik 10, 1957, S. 85 f.). Dafür lassen sich in Bayern und nicht zuletzt in Würzburg selbst (Falkenhaus) zahlreiche Beispiele anführen. Doch an so Bekanntes zu erinnern, mag heute um so müßiger erscheinen, als bereits damals nicht eigentlich die Grenzen handwerklicher Kunstfertigkeit zur Debatte standen. Es ging nämlich auch damals im Grunde um etwas anderes, das mit den Begriffen "Echtheit" und "Imitation" sorgfältig verschleiert wurde. Wir haben heute genügend Abstand gewonnen, um den geistigen Raum ausmachen zu können, in welchem die Entscheidung für die Angleichung des Domes an Zweckbauten und für eine weitgehende Destruktion des Sakralen gefallen ist. Das Wiederaufbaukonzept entstand in jenem intellektuellen Hochnebel, aus welchem sich damals auch die sogenannte Liturgiereform zu kondensieren begann: Seitdem das Tabernakel aus dem Zentrum des Domes entfernt worden ist, seit Maria in die Schlingen der Aufklärung und seit die Heiligen in den Dunstkreis des "Holländischen Katechismus" geraten sind, kurz: seit dem Triumph des lautstarken Anthropozentrismus in der Kirche, hat es zwar noch eine künstlerische und technische, aber keine religiöse und geistige Alternative mehr zum Wiederaufbau des Würzburger Domes gegeben.

Der ebenso hellsichtige wir scharfsinnige Mainzer Kirchenrechtler Professor Georg May hat die Degeneration der Kirche zum Museum und die mit der architektonischen Pauperisierung unmittelbar zusammenhängende religiöse Sterilität klar erkannt: "Wenn das Allerheiligste dem Kirchenbesucher nicht mehr sofort in das Blickfeld tritt, sondern erst mühsam gesucht werden muß, entfällt für viele auch die Einladung zum Gebet vor dem Tabernakel. Es muß sich hier die Wahrheit des Sprichwortes geltend machen: Aus den Augen - aus dem Sinn. Die Folge muß der Rückgang, vielleicht das Aufhören der Anbetung des in der Eucharistie gegenwärtigen Herrn sein" (Die Prinzipien der jüngsten kirchlichen Gesetzgebung über die Aufbewahrung und die Verehrung der heiligen Eucharistie, 1971, S. 15). Hier, genau an dieser Stelle, scheiden sich die Geister. Erst wenn dem Tabernakel wieder der ihm streitig gemachte Platz eingeräumt werden wird, erst dann wird es wieder eine religiöse und künstlerische Alternative zur Gestaltung auch des Würzburger Domes geben. Und da jede Gegenwart zurücksinkt in die Geschichte, wird auch die Stunde der Alternative kommen.

Aus der Zeitschrift "Bauwelt", 63. Jahrg., 17. Januar 1972 (Es handelt sich um eine Leserzuschrift zu einem Artikel in Heft 49/71 derselben Zeitschrift.)